Todes, die Ehre des Helden, das Glück des Siegers, und die Schande der Feigheit. Gleim singt nicht das Allgemeine, sondern das Einzelne. Daher sind seine Lieder so mannchfaltig, als die Thaten und Siege seiner Helden. Daß er jeden hervorstechenden Zug auszuheben, und lebendig und kräftig darzustellen gewußt hat, ist unstreitig ein Verdienst von ihm, aber dieses Verdienst giebt ihm keinen Vorzug vor dem Griechen; denn er würde es ohne diesen Stoff nicht haben. — Beide Dichter sind gleich vortrefflich in ihrer Art, beide gleich würdig der Unsterblichkeit.

Didaktische Poesie.

I. Lehrgedicht.

In diesem Fache spielen die Griechen keine Rolle. Denn Empedokles, Nikander und andere haben, so wie die Gnomologen, mehr

Verse

Verse als Poesie geschrieben, und Hesiodus scheint beinahe allein unserer Aufmerksamkeit würdig.

Man hält insgemein seine Werke und Tage für ein Gedicht über den Feldbau, welchem Virgil seine Georgica nachgebildet habe. Das eine ist blos halb wahr, das andere grundfalsch. Virgil hat aus ganz andern Quellen geschöpft. Dem Hesiodus ist er kaum so viel schuldig, als dem Lukrez, welchem er auch einzelne Verse hin und wieder nachgebildet hat. Die Regeln über den Feldbau sind der kleinere Theil des hesiodischen Gedichtes. Die Vorschriften, wie man es mit Nachbarn und Freunden zu halten habe, in welchem Alter man heurathen, wenn man Kinder zeugen, in welcher Jahrszeit man die See befahren soll, und noch hundert solche Dinge gehören wenigstens nicht unter diese Rubrik. Eine Sammlung

lung von Klugheitslehren, von ökonomischen so wol als moralischen und religiosen Vorschriften und Regeln, nebst einem Verzeichnis der zu jedem Geschäfte tauglichen oder nachtheiligen Tage, dies, und anders nichts ist es, was man hier zu suchen hat.

Als eine wichtige Urkunde der Vorzeit hat dieses Gedicht unstreitig einen sehr grossen Werth, einen geringern als Poesie. Der Geist des hohen Alterthums, und die unnachahmliche Einfalt des ersten Alters der Dichtkunst lebt und webt darin überall: und dies ist, wo nicht sein einziges, doch sein größtes Verdienst. Der Plan ist von der äussersten Einfachheit. Die Klugheitsregeln, und die moralischen Lehren gehen voran; die hauswirthschaftlichen folgen, und die religiosen schliesen, jedoch nicht ohne alle Vermischung. Einzeln fügen sie sich oft nicht besser, als die Sittensprüche der Gnomologen.

Sie

Sie sind alle ohne den mindesten Schmuck vorgetragen. Aber sie führen das Gepräge der Erfahrung, und des gesunden Verstandes, und sind oft mit einer bewunderswürdigen Ründe und Naivetät gesagt. So zum Beispiel, wenn er räth, den Nachbar noch eher als den Verwandten zum Gastmal zu laden, weil bei jedem dringenden Vorfall der Nachbar, so wie er steht, herbeiläuft, der Verwandte hingegen zuerst sich ankleidet. So, wenn er seinem Bruder Perses die Lehre giebt, sich ein eigenes Gespann Ochsen zu halten. Denn, heißt es, bald ists zwar gesagt, gieb mir deine Ochsen, und deinen Wagen, aber auch bald ists abgeschlagen, und gesagt, meine Ochsen haben zu schaffen. Eben so rund und naiv ist auch die ganze Stelle, worin er dem einfältigen Perses, des Schenkens und Borgens müde, für die Zukunft Backen und Mahlen rein abschlägt. Solche Züge sind, wenn

man will, keine poetische Schönheiten, aber sie halten ihnen die Waage, und ich verspreche mir von dem Geschmacke dessen, der keinen Sinn für sie hat, nichts Grosses. — Ueberhaupt dünkt uns, daß wir in diesem Gedichte das lebendige Gespräch eines klugen, und erfahrnen Alten hören, dessen lehrreichen Unterhaltung man kleine Unordnungen, und Wiederholungen gern vergiebt, und über dessen süssem Geschwätze man den Schmuck der Einkleidung wenig vermißt.

Doch ich gehe zu den Römern über, welche in dieser Gattung mehr als Ein Meisterstück aufzuweisen haben. — Zuerst tritt Lukrez auf, der ein philosophisches Lehrgedicht über die Natur der Dinge geschrieben hat. Ueber den Werth dieses Werkes sind die Stimmen sehr getheilt. Lukrez hat eben so wol unmässige Bewunderer, als auch Tadler gefunden,

welche

welche ihm alles poetische Genie rein absprechen. Zwischen beiden Extremen liegt das Urtheil des Cicero, welcher in diesem Gedichte mehr Kunst, als Genie findet.

Vielleicht wird es nicht schwer seyn, die entgegengesezten Meinungen zu vereinigen, wofern man die einzige Vorsicht gebraucht, den Dichter von seinem Werke zu trennen. Ob Lukrez poetisches Genie besessen habe? Wer das leugnet, der hat entweder seine Anrufung nicht gelesen, oder er weiß nicht, was er sagt. So wie hier, ist bis auf diesen Tag die Göttin der Liebe und die Mutter aller Schönheit noch nie besungen worden. Sie selbst scheint allen Zauber ihres himmlischen Liebreitzes über dieses kleine Stück ausgegossen zu haben. Welches Leben, und welche Thätigkeit wimmelt nicht in der Beschreibung von der Ankunft der Göttin und des sie begleitenden Frühlings! Wo wird man

mir ein so weiches und delikates Gemählde zeigen, wie das von dem am Busen der Göttin liegenden, und zu ihrem Antliz emporlechzenden Mavors ist! Und in diesem allem welch ein würdiger, und edler Ton! Welch ein sanftes und liebliches Kolorit! Welche Grazie und Feinheit im Ausdruck! Und welche unnachahmliche Harmonie in dem edelschwebenden Gang, und dem gedämpften Wolklang des Verses! Ein weiches, wollustvolles, aber reines Gefühl schleicht uns durch jede Ader und Nerve; und zittert uns, gleich dem Erwachen der allgebährenden Natur im Frühling, durch jeden Vers in die Seele. Wer in diesem einzigen Stücke den Dichter nicht bis in die Fingerspitzen fühlt, mit dem würde ich hierüber weiter kein Wort verlieren.

Allein ich werde mich wol hüten, diese Stelle zum Maaßstabe für das Ganze zu nehmen,

men, oder zu geben. Sie ist einzig, in und ausser dem Lukrez. Bald nach der Anrufung verschwindet der Dichter, und läßt statt seiner den Versmacher auftreten. Wir werden ihn kaum hier und dort in einigen nicht sehr beträchtlichen Stellen wieder erscheinen sehen, aber in keiner derselben mit dem vorigen Glanze. Ich weiß wol, daß die Beschreibung der Pest im sechsten Buche, insgemein sehr bewundert wird: aber auch diese Stelle werde ich nicht ausnehmen. Es ist wahr, sie hat einzelne schöne Züge: aber in der Behandlung des Ganzen, und in der Auswahl der Theile vermisse ich den Dichter allzusehr. Mit ängstlicher Genauigkeit schleicht hier Lukrez hinter seinem Thucydides her. Statt uns das Uebel vornehmlich in seinen Wirkungen zu zeigen, statt die wirksamsten und frappantesten Züge in ein Ganzes zu vereinigen, um die verheerende Wuth der schrecklichen Seuche in einem an-

schaulichen Bilde vor die Phantasie des Lesers hinzustellen, liefert er uns eine umständliche Beschreibung der Krankheit, und aller ihrer innern und äussern Symptome, wobei es an medicinischer Eckelhaftigkeit zuweilen nicht fehlt. Es läßt beinahe durchgehends nicht anderst, als wenn wir das getreue Visum Reperitum eines Arztes läsen. Wer übrigens zu wissen verlangt, wie ein solcher Gegenstand poetisch behandelt werden kann und soll, der vergleiche die Parallelstelle beim Virgil.*)

Von dem Werke, im Ganzen genommen, brauche ich kaum zu reden. Es herrscht beinahe überall eine solche Trockenheit und Dürre darin, daß man, um das Gedicht in wahre eigentliche Prose zu verwandeln, es meistens einzig und allein vom Vers entkleiden darf. Freilich

*) Georgic. L. III. v. 478. bis zum Ende.

lich hat die Unfruchtbarkeit der Materie hieran auch einigen Antheil: allein ich möchte es nicht auf mich nehmen, darin die complete Rechtfertigung des Dichters zu suchen. Auch der undankarste Stoff kann durch die Kraft des Dichtergenies gehoben werden: auch die abstraktesten Lehren und Wahrheiten lassen sich in ein Gewand hüllen, wodurch sie dem Leser lebendig und anschaulich werden. Vergebens wird man mir selbst die in ihrem Wesen so äusserst öde und unfruchtbare Atomenlehre vorhalten. Wer zweifelt, ob auch solche, und ähnliche Gegenstände noch eines gewissen Grades von poetischem Schmucke und sinnlicher Darstellung empfänglich seyen, der nehme die kleine Mühe über sich, die beiden unter dem Text stehenden Stellen ein wenig genauer zu vergleichen*)

*) Quin etiam repetunt a cœlo, atque ignibus ejus,
Et primum faciunt ignem se vertere in auras
Aeris;

Leider haftet das Uebel an dem prosaischen Ausdrucke weder größtentheils, noch allein. Der völlig undichterische Plan, die gar zueinfache Komposition der Theile, die allzugemessene Ordnung, und der steife regelmäsige Gang lassen uns den Philosophen keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren. Der Leser sieht jeden Schritt, den er zu thun hat, schon von weitem. Hier hat alles Anfang, Mit-

---

Aeris: hinc imbrem gigni, terramque creari
Ex imbri, retroque a terra cuncta reverti,
Humorem primum, post aera, deinde calorem:
Nec cessare hæc inter se mutare, meare
De cœlo ad terram, de terra ad sidera mundi.
Lucret. I. 782. seqq.

— resolutaque tellus
In liquidas rorescit aquas: tenuatus in auras
Aeraque humor abit: demto quoque pondere rursus,
In superos aer tenuissimus emicat ignes.
Inde retro redeunt, idemque retexitur ordo.
Ignis enim densum spissatus in aera transit;
Hic in aquas; tellus glomerata cogitur unda,

Ovidii Metam. L. XV. v. 245. seqq.

Mittel, und Ende. Beweise häufen sich auf Beweise, Schlüsse drängen sich an Schlüsse. Alles ist eine ewige Demonstration, alles eine Kette, deren Glieder hart und eisern in einander greiffen, und von keinen Rosen umschlungen sind. Wer ein bisgen nachschlagen wollte, wie oft, zumal in den ersten Büchern, einzelne Paragraphen mit den Worten, Principio, Tum porro, Præterea, Quin etiam, Quod si forte, Denique, Postremo, Huc accedit, Adde etiam anheben, und wie oft und viel diese Uebergänge alle, nach der Reihe, wieder und wieder wechseln, der wird gestehen müssen, daß es auch der wachsamsten Miliz unmöglich sey, die Pässe schärfer zu besetzen.

Befremden wird es, nach diesem, wol niemand, daß Cicero in der Natur der Dinge wenige Schönheiten des Dichtergenies gefunden habe. Im Gegentheil dürfte sich mancher wun-

dern, worin eigentlich die Kunst liege, welche er diesem Gedichte zugesteht. Wenigstens liegt sie, wie wir gesehen haben, nicht in einer klugen Auswahl, noch in einer schlauen Verbindung der Theile: nicht in einem feinangelegten Plane, der den methodischen Gang verbirgt, die Gegenstände mehr nach den Gesetzen der Phantasie, als nach logischer Ordnung reihet, und uns durch angenehme Krümmungen, und blumenreiche Irrgänge zum Ziele führt. Dies ist die Kunst des Dichters; und von dieser trift man im Lukrez nicht eine Spur an. Dafür aber besizt er die Kunst des Räsonneurs, (man erlaube mir dieses Wort; ich weiß kein deutsches von gleichem Gehalte,) und besizt sie in einem vorzüglichen Grade. Es fehlt ihm weder an Scharfsinn in Erfindung der Beweise, noch an erfindsamem Witze, und sinnreichen Wendungen, um sie aufzustutzen, noch an Feinheit, um ihre Blösen zu decken, noch an

schlauer

schlauer Vorsicht, um Einwürfen zu begegnen, oder auszubeugen, und den Gegnern ihre Ränke abzulaufen, noch an allem dem, was nöthig ist, um eine gute Sache gut zu verfechten, oder eine schlechte ins vortheilhafteste Licht zu stellen. Diese Kunst war es ohne Zweifel, welche Cicero meinte, und ihm mußte sie um so viel mehr auffallen, je mehr er gegen dieses System eingenommen, und je grösser die Verachtung war, die er gegen den Urheber desselben in seinen Schriften bei jeder Gelegenheit bezeugt.

Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß Lukrez sein Gedicht, als Gedicht, weit besser hätte machen können, und es auch weit besser gemacht haben würde, wenn er weniger für den Stoff, und mehr für die Form gesorgt hätte. Offenbar hat er auf den einen alles verwendet, auf die andere beinahe nichts. Er hat

der

der Gründlichkeit und Vollständigkeit, Schönheit und Grazie ohne Reue aufgeopfert. Er hat nicht so fast ein Lehrgedicht über die Natur der Dinge singen, als vielmehr das System seines Meisters in Versen vortragen wollen. Und dies hat er vortrefflich gemacht. Laßt uns weniger sein Unvermögen, als den Irrthum beklagen, der ihn um eine Stelle unter den größten Dichtern des Alterthums gebracht hat.

Auch wir haben ein Gedicht über die Natur der Dinge. Es ist das Probestück eines Jünglings, welcher damals Männer beschämen konnte, und der in reifern Jahren das Erstaunen seiner Zeitgenossen geworden ist. Was auch immer Philosophie und Kritik an seinem Werke auszusetzen finden möchten, so werden sie doch weit mehr den Muth und das Glück des jungen Helden bewundern, der mit einem Stoffe

se gerungen hat, welcher die vollen Kräfte eines ausgebildeten Mannes zu fodern scheint. Wie würden die deutschen Musen sich freuen, ihn noch einmal diesen Kampfplaz beschreiten zu sehen, um einen Lorbeerkranz zu verdienen, den sie vor allen seinen Zeitgenossen, am liebsten ihm aufheben zu wollen scheinen! Ich werde in diesem Artikel wieder auf ihn kommen, und halte mich darum nicht länger bei diesem Gedichte auf. Wenn Herkules gleich damals, als er, in der Wiege die zween Drachen erwürgte, den größten Beweis seiner Stärke gab, so spricht man von seinen spätern Thaten doch lieber.

Ein Meisterstück der didaktischen Poesie, und eines der schönsten Gedichte, welche das Alterthum aufzuweisen hat, sind Virgils vier Bücher über die Landwirthschaft. Dieses in seiner Art einzige Werk ist das schimmerndste

Tro-

Tropäum, womit die lateinische Dichtkunst pranget. Es hat neben allem, was groß ist, seine Stelle, und nimmt sich unter allem Grossen durch seinen fleckenlosen Glanz aus. Selten ist eine hervorstechende Schönheit ohne Mängel. Selbst Homer hat zuweilen geschlummert. Die Ilias enthält doch immer einigen, die Aeneis reichen Stoff zur Kritik: und der Messias hat, bei ausserordentlichen Schönheiten, beinahe nicht geringere Fehler. Nur das Mittelmäsige scheint dem Tadel entgehen zu können. Ein unbeneidetes Glück, für welches man auf Bewunderung Verzicht thut! Fast ist es ein verzeihlicher Wahn, daß Grösse und Fleckenlosigkeit sich einander nie begegnen können. Aber daß es ein Wahn sey, beweist das Werk, von welchem ich rede. Es entzückt den Liebhaber und Kenner, und entwaffnet die streitsüchtigste Kritik.

Un-

Unstreitig hat der didaktische Dichter eine schwerere Rolle als jeder andere. Ein an sich poetischer Stoff entzündet sich mit dem ersten Funken, der in die Seele des Dichters fällt: er unterhält und nährt die Flamme der Begeisterung auch da noch, wo sie, ermattet, sich zu legen anfängt, und nur schwächer lodert. Aber die innere Kälte eines dogmatischen Stoffes liegt mit dem Feuer des Dichters, welches sie bauen will, in einem steten Kampfe. Daher sind öftere Digressionen und Episodien, an denen die entkräftete und ertödtete Begeisterung sich wieder erholen und entzünden kann, dieser Gattung so vortheilhaft, und beinahe unentbehrlich. Aber kein Dichter bedarf ihrer so wenig, als Virgil. Bei ihm sind sie eine grosse Zierde seines Gedichtes, aber keine Stützen, die es aufrecht halten sollen. Er weis auch ohne sie den Leser stets zu unterhalten, und zu vergnügen; aber wenn er ihn einmal

ent-

entzücken will, dann giebt er ihm eine Digression zum beßten.

Kein Dichter von allen hat jemals das res verbis vincere, und angustis addere rebus honorem, so verstanden, und geübt, wie er. Ich möchte den sehen, der mir in allen diesen Büchern eine einzige matte Stelle, einen einzigen schleppenden Vers, und ich wage es keck, es zusagen, einen einzigen prosaischen Ausdruck zeigen wollte. Den gemeinsten Dingen weiß er ein Ansehen, den niedrigsten Anstand und Würde, den abgenuztesten Glanz und Neuheit zu ertheilen. Der Stoff streube sich unter seinen Händen noch so sehr: er wird über ihn den Meister spielen, und das, was ein anderer mit Mühe und Kunst erträglich gemacht zu haben, sich glücklich schätzen würde, so zu bilden, und zu gestalten wissen, daß der Kenner daran sein Entzücken sieht. Ein anderer versuche es nach ihm, alle landwirthschaftlichen Geräthe und

Werk-

Werkzeuge vom Pflug bis zur Wanne hinter einander auszuführen, und in fünf Verse so manchen mahlerischen Zug, und so manche Saamen religioser und gelehrter Kenntnisse zusamenzudrängen: *) oder er lege so viel Leben und Anmuth in die Erwähnung der Maus, und des Maulwurfes, und der Kröte, und des übrigen dem aufgeschütteten Getraide schädlichen Ungeziefers: **) oder er spreche mit so vielem Anstand, so feiner Wahl, und so viel ästhetischer Kraft von den Mitteln die Schaafe von der Räude zu bewahren, oder sie davon zu heilen. ***) Ich enthalte mich, mehrere Beispiele anzuführen. Der fleisige Leser Virgils wird ihrer ein ganzes Heer im Gedächtnisse haben, aber unter allen gewiß nicht Eine unedle, matte, oder prosaische Stelle.

*) I. 162. — **) II. 180. — *** III. 440.

Wenn wir in solchen Proben den Dichter schon bewundernswürdig finden, wie sehr wird er uns nicht erst da entzücken, wo er minder durch seinen Stoff gehemmt ist! Welche Stärke und welcher Reichthum herrscht nicht in allen seinen Beschreibungen, wie viel Leben in jedem Bilde, und in jedem kleinen Zuge wie viel kecke Bestimmtheit und Ausdruck! Wo findet man etwas von jener übertünchenden Schminke, welche dem Auge und von ferne schön glänzt, und bei nahem den trockenen Pinsel fürchtet? Selbst die beßten Dichter sind gewöhnlich damit zufrieden, die sinnlichen Vorstellungen in der Seele, so wie sie schlummern, zu wecken. Virgil berührt unsere Augen mit einem Zauberstabe, daß wir die Gegenstände so sehen, wie vormals nie. Jeder von uns hat auch schon einen Kürbis gesehen; aber wer hat ihn so gesehen, wie ihn Virgil uns zeigt? bei welchem

— tortus per herbam
Crescit in ventrem cucumis. —

oder welches Menschen Phantasie ist je der einfache Gedanke des Einpropfens unter solchen Bildern erschienen, wie diese sind?

— sterilis platani malos gessere valentis:
— — — ornusque incanuit albo
Flore piri, glandemque sues fregere sub ulmis.
— — — — — —
Exiit ad cœlum ramis felicibus arbos,
Miratur que novas frondis & non sua poma.

Wem solche Stellen einzeln vorgehalten würden, der könnte sie leicht für die Frucht eines seltenen Augenblickes halten, in welchem die Muse ihren Liebling vorzüglich begünstigen wollte: allein wer das Ganze kennt, der weiß, daß man nicht lange darnach suchen darf.

Eben das prachtvolle glänzende Kolorit, welches uns in der Arneis entzückt, stralt auch

in diesem Gedichte überall mit den glühendesten Farben. Auch hier finden sich Politur und Kraft, Eleganz und Nachdruck, feiner Geschmack, reife Beurtheilungskraft und Feuer unzertrennlich beisammen. Jedes Wort ist, wie aus tausenden gewählt, unverbesserlich und einzig, und doch scheint jedes durch den kühnen und glücklichen Griff des gotterfüllten Sehers hervorgelangt. Alle seine Verse tönen dem Ohr wie Musik. Sie haben alle die Rundung, und den harmonischen Fall, welchen die sorgsame Feile ihnen geben kann, aber dabei auch jene Fülle und Kraft, welche die Feile gewöhnlich wegschleift.

Soll ich noch von dem meisterhaften Plane reden, nach welchem alle Theile sich auf dem Wege zusammenfinden, und sich so fügen, wie die beßte Vertheilung von Licht und Schatten es will? Oder von den herrlichen, mit dem

Stoffe

Stoffe so schön verbundenen Digressionen und Episodien, in welche die durch den dogmatischen Theil gehemmte Begeisterung, gleich einem durchbrechenden Strome sich mächtiger und freier ergießt? Ich habe es schon gesagt, daß dies keine Stützen sind, welche das Gedicht aufrecht halten sollen, nicht einzelne Gebüsche und Quellen, um den ermüdeten und lechzenden Wanderer ein wenig zu erfrischen. Virgil führt uns unter steten Schatten fort; aber am Ende jedes Gesanges verliert sich der Lustgang in ein weites Thal, die Reihe von Bäumen in Fruchtwälder, und der rieselnde Bach in einen spiegelnden See.

So unverbesserlich übrigens dieses Gedicht auch seyn mag, und so sehr auch die dichterische Phantasie und die bildnerische Kunst Virgils darin im hellsten Glanze stralet, so leicht werden seine Tadler es haben, ihm hier so wol als in der Aeneis eigene Erfindungskraft und innere Frucht-

barkeit des Genies abzusprechen. Hundert Quellen und Bäche können sie uns nennen, aus welchen Virgil getrunken oder geschöpft habe; einen Aristoteles, Theophrast, und Cato, einen Nikander, und Aratus, einen Ennius, Lukrez, Lucilius, Varro Atacinus, und wie sie alle heisen mögen. — Wem dies so ohne weitere Umstände gesagt würde, dem könnte es leicht begegnen, daß er die Georgica für ein aus gestolenen Lappen zusammengeflicktes Wamms hielte. Allein fürs Erste frage ich, wer würde wol das mindeste von einem Raube ahnden, wenn wir von jenen Schriftstellern nichts wüßten? Fürs Zweite, zeige man mir unter allen entwendeten Stellen eine einzige, welche Virgil nicht verschönert, oder wenigstens zu seinem besonderen Zwecke umgearbeitet habe? Mag er doch meinetwegen alle sieben Weisen Griechenlandes, und alle Dichter der Vorwelt geplündert haben! Wenn ich das Werk eines Phi-

dias

dias oder Praxiteles bewundere, so frage ich nicht nach dem Steinmez, welcher den Marmor gebrochen hat.

Wiewol die römische Poesie noch mehr als Ein gutes Lehrgedicht hat, so kann ich von keinem derselben sprechen, ohne merklich herunterzusteigen. Und dennoch ist es mir unmöglich, den Ovid gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen. Seine beiden Gedichte von der Kunst zu lieben, und von der Kunst, sich von der Liebe zu heilen, sind wahre Meisterstücke, welche nur durch den überstralenden Glanz der Bücher über die Landwirthschaft in Schatten gestellt werden. Den oft höchst sträflichen und tadelnswürdigen Innhalt abgerechnet, wird der Kenner sie mit Bewunderung, und nicht selten mit Entzücken lesen. Nie hat ein Dichter seinen Stoff glücklicher gewählt als hier: und schwerlich konnte Amor einen so würdigen Prie-

ster finden, als Ovid. Der Flattersinn, die lose Schalkheit, und der leichtfertige Muthwill des Gottes ruhen über ihm in reichem Maase; und mit keinem Stoffe harmoniren diese Eigenschaften alle besser. Selbst die zum Theile daher entspringenden Fehler, spielender Wiz, üppige Schwelgerei, Plauderhaftigkeit, und lockere Fügung mancher Episodien, sind hier minder anstössig, und werden unterweilen selbst, wie ein Mahl an einem schönen Körper, oder ein falscher Blick an einem reitzenden Antliz zur Schönheit. Hier ist der Dichter ganz in seinem Elemente. Nirgends fliest seine Ader reicher und gleichströmender. Die Einfälle drängen und schlagen sich, wie eine Welle die andere. Die Verse gleiten überall mit einer spielenden Leichtigkeit, die uns in Erstaunen sezt, dahin. Durchaus hört man den Meister, der von seiner Kunst spricht, und bei welchem Gedanken und Ausdruck sich lange zuvor gefunden

hatten.

hatten. Die psychologische Richtigkeit seiner Lehren, und die feine Menschenkenntniß, welche überall hervorleuchtet, unterhalten den Verstand nicht weniger angenehm, als seine lebhaften Sittengemählde den Beobachtungsgeist. — Kurz in dieser Gattung läßt sich wol kaum etwas vollkommeneres gedenken, als diese beiden Gedichte.

Die deutsche Poesie hat weder ein didaktisches Kunstgedicht, noch ein wissenschaftliches Lehrgedicht von vorzüglichem Werthe aufzuweisen. Zwar nennen unsere ästhetischen Lehrbücher unter dieser Rubrik Lessing über die Regeln der Poesie und Tonkunst, Kästners philosophisches Gedicht von den Kometen, und Lichtwers Recht der Vernunft. Allein wahrer Unverstand und Beleidigung jener beiden grossen Männer würde es seyn, ihre kleinen, wenn auch in mancher Absicht trefflichen

Gedichte neben das grosse Meisterstück eines Virgils hinzustellen, und sie einen Preis verlieren zu lassen, um welchen zu kämpfen sie sich sicher nicht einfallen liesen. — Bei Lichtwers Gedicht brauche ich um so weniger mich aufzuhalten, da es nach dem Urtheile eines unserer größten und geschmackvollsten Kunstrichter schwerlich einen Leser finden dürfte, der Geduld hätte, es auszulesen.

Aber in einer andern Gattung, welche die Alten nicht kannten, oder vielleicht nicht kennen wollten, ist die deutsche Poesie über die Maassen fruchtbar; ich meine das moralische Lehrgedicht. Schade, daß dieser ganze gewaltige Vorrath, als Poesie betrachtet, nach meinem Befinden, für die Litteratur lange nicht von dem Gewichte ist, welches ein einziges Stück, wie die Georgica ihr zulegen würde. Indeß ist ein erbauliches Ding darum

nicht

nicht gerade auch ein schönes Ding, und Moral in Versen noch keine Poesie: und eben so wenig machen einzelne poetische Stellen ein ganzes zu einem Gedichte. Mit aller Achtung für die vortrefflichen Männer, deren mehrere sich in andern Gattungen als grosse Dichter gezeigt haben, sey es gesagt, daß ich sie in dieser nicht groß finde. Die Schuld hievon kann vielleicht mehr an mir, als an ihnen, sie könnte aber auch wol am Stoffe liegen, der immer höchst wichtig seyn mag, ohne deßwegen auch in merklichem Grade poetisch zu seyn. Auch die Alten scheinen dieser Meinung gewesen zu seyn, sie, welche die Moral den Hörsälen der Weltweisen überlassen, wenigstens sich ihrer zur Dichtkunst nie bedienet haben, ohne durch eine besondere Form oder Wendung das Interesse zu erhöhen, wie zum Beispiel in der Satire und Epistel. Denn, was die Gnomologen betrifft, so scheinen diese den Vers als ein pures

Er-

Erleichterungsmittel für das Gedächtniß gewählt, und auf den Namen der Dichter weiter keinen Anspruch gemacht zu haben.

Eine einzige für die deutsche Dichtkunst höchst ruhmvolle Ausnahme macht das moralische Lehrgedicht eines Mannes, der sich so manchen immergrünenden Kranz am deutschen Helikon gepflückt hat. Wielands Musarion ist, man mag sie ansehen, von welcher Seite man will, eines von den Meisterstücken, welche zu lesen und zu betrachten man niemals satt wird. Sie gleicht jenen seltenen Schönheiten, welche unser Herz nicht allmälig, sondern mit einmal erobern, und auf den ersten Blick alle unsere Sinnen bezaubern: die durch alles, was sie uns ganz oder halb zeigen, gefallen, aber durch einen gewissen geistigen, unsichtbaren, oder doch unnennbaren Reiz uns noch weit mehr entzücken, und Aug und Herz um so mehr fes-

seln,

seln, je weniger sie sich um uns zu bekümmern scheinen.

Statt die Rolle des Sittenlehrers selbst zu übernehmen, und in die Länge und Queere zu dogmatisiren, stellt der Dichter uns seine Betrachtungen in einer kleinen Gruppe gut kontrastirter Personen zur Schau, und führet uns durch eine Reihe von Charaktern, Situationen, und Handlungen, welche anziehend genug ist, um das Interesse zu reitzen, aber nicht genung, um den dogmatischen Zweck, welchem die Geschichte dienstbar seyn soll, zu überdämmern. Der wichtige Vortheil, welcher dadurch erzielet wird, muß jedem in die Augen fallen. Denn wer weiß es nicht, wie viel wirksamer und überzeugender die Wahrheit in Thaten als in Lehren spricht, und wie viel lebhafter das Lächerliche und Ungereimte in Personen als in Systemen auffällt?

Allein

Allein wie sehr verdienet nicht die Wahl der Personen, die Austheilung der Rollen, die Erfindung, und die so kunstlose Herbeiführung der Situationen und Vorfälle unsere Bewunderung? Ein Unglücklicher, der ein falsches System der Glückseligkeit durch seinen gegenwärtigen Zustand bereits widerlegt hat — Zween bärtige Afterweisen, die in seinem Unmuthe sich seiner bemächtigen, ihn jeder bei einem Arme packen, und der eine hier der andere dort hinaus ihn zum verfehlten Ziele hin zu führen, verheisen — und eine Musarion,

Schön, wenn der Schleier blos ihr schwarzes
Aug entdeckte,
Noch schöner, wenn er nichts bedeckte,
Gefallend, wenn sie schwieg, bezaubernd,
wenn sie sprach:
Dann hätt' ihr Wiz auch Wangen ohne Rosen
Beliebt gemacht; ein Wiz, dem's nie an
Reiz gebrach,

Zu

Zu stechen, oder liebzukosen
Gleich aufgelegt, doch lächelnd, wenn er stach,
Und ohne Gift. Nie sahe man die Musen
Und Grazien in einem schönern Bund,
Nie scherzte die Vernunft aus einem schönern Mund;
Und Amor nie um einen schönern Busen.

Wie sehr wird nicht durch diesen Kontrast das Interesse gereizt, und die Gruppe gehoben! Sagt, könnte die Weisheit selbst ihren Anwald besser wählen, wenn es ihr darum zu thun war, uns, bei denen leider die Vernunftschlüsse sehr oft ein kleines heterogenisches Beigewicht haben wollen, zu gewinnen? Oder wer würde wol an die Stelle dieser Musarion einen Sokrates oder Plato hinwünschen?

Die Rolle eines Sokrates oder Plato spielt nun freilich diese Musarion nicht so ganz.

Das

Das darf, und soll sie nicht. Der Reifrock und die Schleppe kleiden die schulgerechte Philosophie noch um ein gutes schlechter, als Mantel und Bart. Und wiewol die Philosophie schon bei jenen grossen Weisen weniger passend die schulgerechte heissen kann, so wird sie doch eine noch geschmeidigere Gestalt, und einen noch leichtern und gefälligern Schwung nehmen müssen, um uns mit guter Art durch den Mund einer Musarion zu unterrichten. In der That wird es auch hier nicht auf ein förmliches consilium medicum angelegt, um den guten Phanias nach den Regeln zu heilen, oder zu tödten. Musarion wirkt, indem sie schweigt, und handelt, indem sie ruhig ist. Die Rettung ihres kranken Freundes behält sie sich allein vor, und reizt indessen die streitsüchtige Sprachseligkeit der beiden Gecken, durch die sie sich selbst aufreiben müssen. Indem sie, voll Bewunderung, von ihnen zu lernen scheinet, schlägt ein Blick

der

der schönen Schülerin, ein Wort, ein verschobenes Halstuch der hoch in den Lüften schwebenden Weisheit die Flügel nieder.

Doch dies ist nur ein Vorspiel, um die beiden Helden, und ihre Systeme dem Leser vorläufig zu empfelen. Der so natürliche, als wolausgedachte Einfall der Musarion, das dürftige Mahl ihres Freundes durch einen nicht verwerflichen Nachtisch zu verbessern, bereitet ihnen eine Katastrophe, welche sie uns im hellsten Lichte zeigt, und ihrer Philosophie vollends den Fang giebt. Eine wahre Lust ist es, zu hören, wie der erhizte Kleanth die Tugend als das einzige Gut erhebt, und gegen alles sinnliche Vergnügen mit Heftigkeit so lange loszieht, bis er — und zwar nicht wegen allzugrosser Nüchternheit — unter den Tisch fällt: zu sehen, und zu hören, wie der entzückte Theophron erst das Schöne vom irdischen

Stoffe mit feuriger Beredsamkeit scheidet, dann beim Octochordon sich zum Lobe dieses idealischen, unsichtbaren Schönen, durch den Anblick der schlauen Chloe begeistert, und endlich, hinter dem Vorhange, in ihren Armen dem irdischen Stoffe amende honorable macht. Und dies alles ist das Werk der Musarion, welche ohne Schwerdtstreich siegt, und die beiden Afterweisen unvermerkt dahin führt, wo sie sie haben wollte.

Sie selbst in welchem vortheilhaften Kontraste erscheint sie uns nicht gegen die philosophischen Grossprecher! Mit wie guter Art weiß sie nicht dem von seinen Grillen zurückkommenden, und seinem Ziele sich nähernden Phanias den Kopf vollends zu rechte zu setzen! Und wie viel gewinnen ihre Grundsätze durch ihr festes und standhaftes Betragen, in einer Lage, die auch für sie anfieng eine Prüfung zu werden!

Der

Der gute Phanias endlich spielt meistens eine leidende Rolle, aber nichts weniger, als eine müssige. Abgerechnet, daß sein Schicksal Interesse und Leben über das ganze Stück verbreitet, so ist er es vornehmlich, in dessen Seele der Leser sich hineindenkt, um von da aus alles, was gesagt und gethan wird, zu beobachten, und zu empfinden. In ihm fühlen wir die gefährlichen Reitze der Musarion, und die über alles triumphirende Uebermacht ihres Geistes. Mit ihm wird uns wol und übel, wenn sie ihn in seine Hütte durchaus begleiten will; und es erheben sich in unserer Seele, ich weiß nicht was für geheime nicht ganz behagliche Ahndungen bei dem Gedanken, an die bereits daselbst befindliche philosophische Gesellschaft. Mit ihm erröthen wir bei dem Stiergefechte, worin die beiden Schüler des Zeno und Pythagoras, sich überraschen lassen: und mit ihm fallen wir aus dem Feuer ins

Wasser, wenn der erzdumme Kleanth, dichte neben der goldenen Brücke, die ihm die feine Musarion gebaut hat, sich bis an die Ohren in den Schlamm wirft. Mit ihm sitzen wir am Tische oft auf glühenden Kohlen, und in ihm werden wir zulezt auch zufrieden und glücklich.

Und nun sage man mir, welcher Dichter eine so reitzende Idee, und einen so wahrhaft poetischen Plan zu einem didaktischen Gedichte jemals geboren habe. Von der vortrefflichen Ausführung dieses Planes, von dem bezaubernden Kolorit, von der unbeschreiblichen Grazie, und der Leichtigkeit, womit alles, wie durch einen Guß mehr zu werden, als gemacht zu seyn scheinet, sage ich nichts. Wer dies alles an Wieland kennt, und gefühlt hat, dem würde keine Beschreibung genug thun, und wer es nicht fühlt, dem würde keine was helfen.

Nu

Nur Einen Blick noch auf den Charakter der Musarion, eh' ich scheide. Der Dichter mochte wol mehr als Einen Grund gehabt haben, die Scene dahin zu verlegen, wohin er sie verlegt hat, aber kaum einen wichtigern, als eben diesen Charakter. Wie in aller Welt hätte Musarion in einem Zeitalter, wo Etiquette über Wolstand, und Lebensart über Moralität gehen, um von allem andern nichts zu sagen, nach dem flüchtigen Phanias nur einen Fuß aufheben, geschweige ihn bis an den Strand des Meeres verfolgen können, ohne in den Augen der feinen Welt unendlich tief hinabzusinken? Noch mehr erheischten das die wesentlichen Züge ihres Geistes und ihres Charakters. Ein so holdes, bezauberndes Wesen konnte nur unter dem griechischen Himmel aufkeimen, nur da sich zu einem solchen Grade der Vollendung entwickeln, wo die Sokraten bei den Aspasien sich bilden, und lernen konnten.

Zwar sind Wiz und Geist, und ein gewisser Grad von Feinheit, die, ohne es zu scheinen, den Verstand durch geheime Wege zu ihrem Ziele gängelt, weder an Zeit noch Klima gebunden. Aber dieses bezaubernde Gemisch von Bosheit und Güte, diese sanfte Weichheit, mit so viel fester Bestimmtheit, diese Verfeinerung und Kultur des Geistes, ohne Nachtheil der weiblichen Liebenswürdigkeit, und diese Urbanität, verbunden mit so viel Natur und ungeschminkter Einfalt wären ausser der Musarion ein wahrer Anachronismus.

Zu fragen, ob Musarion oder die Georgica den Vorzug verdienen, dies kömmt mir beinahe eben so vor, als wenn der Wettstreit eine Rose und eine Nelke beträfe: und so sieht es leider, mit den Vergleichungen der Schriftsteller unter einander meistens aus. So wie indeß eine Blume in ihrer Art vollkommener

seyn

seyn kann, als eine andere in der ihrigen, eben so kann auch ein Schriftsteller in seiner Klasse höher stehen, als ein anderer in der seinigen; und in so weit scheint mir die Waagschaale weder für Virgil, noch für Wieland zu steigen, oder zu fallen. Mein Geist kann sich nichts vollkommeneres gedenken, als die Georgica in der einen Gattung, und Musarion in der andern.

II. Satire und Epistel.

Auch in diesem Artikel habe ich von den Griechen nicht zu sprechen. Ihre satirischen Schauspiele, von denen ein einziges Stück noch übrig ist, gehören nicht hieher: und eben so wenig finden Aristophanes und Lucian hier eine Stelle, wiewol sie an beissendem Wiz und satyrischer Laune ihresgleichen umsonst suchen würden. Von den lyrischen Satiren des

Archilochus haben wir nur noch einige Fragmente: Zudem versichern uns Horaz und Quinctilian ausdrücklich, daß die Satire in derjenigen Form und Gestalt, in welcher die römischen Dichter sie uns überliefert haben, eine von den Griechen nie bearbeitete Gattung sey.

Nach den Versuchen einiger ältern Dichter, unter welchen sich Lucilius, als der Urheber der eigentlichen Satire auszeichnet, haben bei den Römern Horaz, Juvenal, und Persius diese Dichtungsart, jeder nach seiner Weise, mit Meisterstücken bereichert, die sich einander den Preis streitig machen. Die Kunstrichter haben sich oft und viel bemühet, den Streit zu entscheiden: aber gewöhnlich haben sie den Standpunkt verfehlt, aus welchem die Sache angesehen werden muß, wenn nicht ein schiefes, oder einseitiges Urtheil herauskommen soll. Sie haben weder den Stoff noch die

Ma-

Manier gehörig unterschieden, und insgemein jeder seinen individuellen Geschmack zur Regel für die ganze Dichtungsart erhoben. Und so lange dieses geschieht, so lange werden auch die Stimmen getheilt bleiben. Der sanguinische Leser wird, wenn er dabei ein Mann von feinem Gefühl ist, unfehlbar für den Horaz entscheiden; der cholerische für den Juvenal, und wer weder dies noch jenes ganz ist, der wird vielleicht beiden den Persius vorziehen. Seine besondere Denkungsart, und seinen individuellen Geschmack muß man freilich jedem lassen. Allein der wahrhafte Kunstrichter muß auch einen allgemeinen Geschmack haben: er muß etwas anderes zum Genusse vorziehen, und dennoch etwas anderes als vollkommener in seiner Art erkennen können.

Der Charakter der Horazischen Satire ist das ridendo dicere verum, welches in der That

kein so leichtes Ding ist, als mancher ehrliche Mann sich etwa einbilden möchte. Zwar scheint nichts leichter, wenn man die Sache nach der Praxis grosser Meister beurtheilt: und ich zweifle nicht, daß der größte Theil derjenigen, welche an Horazens Satire weniger Behagen fanden, von seiner Manier auch so geurtheilt habe. Die leichte gefällige Art, womit er, ohne es zu scheinen, philosophirt, die Geschicklichkeit, jeden Gegenstand so zu stellen, daß das Lächerliche, ohne mit dem Finger gewiesen zu werden, auffällt, und die Kunst, jeden Charakter so zu schildern, daß er uns nicht mehr und nicht weniger zeigt, als die Natur selbst, alles dieses ist gewiß ein höchst seltenes, und von dem grossen Haufen der Leser mißkanntes Talent. Nur ein Mann von scharfer Beurtheilungskraft und feinem Gefühle wird auf dieser Bahn, und auch nur bei solchen Lesern sein Glück machen.

In

In der That sind die Charaktere, welche Horaz aufstellt, genau nach der Natur gezeichnet; und eben deßwegen scheinen sie gemeinen Augen zu flach. Karrikatur und Verzerrung sind nicht seine Sache, und eben darum werden ihm viele höchstens das Verdienst einer getreuen Kopie eingestehen. Jeder glaubt, die alltägliche Geschichte der menschlichen Narrheit zu lesen, die er eben so gut schreiben könnte, wenn er es der Mühe werth hielte. Wer will nicht das Muster zu jenem indiscreten Schwätzer kennen, den er in der neunten Satire des ersten Buches aufführt? Und welcher Mann von einiger Verbindung sucht nicht unter seinen Bekannten auch so einen Schalk auf, wie Fuskus Aristius war? Aber auch den meisten, werden solche Charaktere im Leben eben so flach vorkommen, als in der Nachahmung. Nur die Aufmerksamkeit des feinen Beobachters wird durch sie gereizt: und diesen wird auch in dem

Ge-

Gemählde die Wahrheit der Zeichnung, und die Darstellungskraft des Dichters entzücken.

Horaz streichelt seine Narren mehr, als er sie schlägt. Kaum scheint es ihm der Mühe werth, auf sie Jagd zu machen. Indem er, als ein gefälliger Freund, über den Werth der Dinge, über die Eitelkeit unserer Wünsche und Bestrebungen, und über mancherlei Vorurtheile und Thorheiten des menschlichen Lebens sich mit uns unterhält, kommen sie ihm allenthalben in den Wurf. Meistens fertigt er sie kurz ab, und drängt sich durch sie zu seinem Ziele fort. Auch da, wo er auf sie losgeht, ist sein Spott weder giftig noch bitter. Er ist mit so viel Bonhommie, und auch mit so viel Urbanität begleitet, daß der Belachte, wenn er gescheut war, selbst dazu lächelte, und oft in so feine Ironie eingekleidet, daß der Pinsel ihn nicht merkte, und wol gar, wie

Na-

Nasidienus an dem Balatro sein gutes Herz lobte, und ihm dafür allen Seegen des Himmels zum Lohn wünschte. Ueberhaupt kann der Spott eines Mannes, der mit der edelsten Biderherzigkeit, und der liebenswürdigsten Naivetät auch seine eigene Schwachheiten und Fehler uns so oft zu belachen giebt, wol empfindlich, aber kaum je beleidigend seyn.

Daß übrigens ein Mann wie Horaz, der auf die schwere Kunst des geistvollen Scherzes, und den feinsten Ton der Ironie sich so gut versteht, durch den derben und wolgespickten Wiz eines gemeinen Spaßmachers in einer gemischten Gesellschaft in Schatten gestellt werde, dies ist eben nichts unerwartetes. Allein wenn Männer von gebildetem Geschmacke diesen feinen Geist mißkennen, so darf man sich immer ein wenig darüber verwundern. Dryden findet seinen Wiz matt, und sein Salz

un-

unschmackhaft. Er gesteht mit dem ältern Scaliger, daß es ihm unmöglich sey, zu lachen, wenn Horaz blos den Mund verziehe, um uns seine weissen Zähne zu zeigen: und er ärgert sich über alle diejenigen, welche an dem Hahnengefechte des Sarmentus und Messius, Rupilius Rex und Persius ein Wohlgefallen finden können. Er habe, meint er von dem ehrlichen Swan wol beßere Schwänke gehört. *) Es wird wol nicht nöthig seyn zu erinnern, daß die genannten Haasenfüsse nicht Horaz sind, und daß er ihren Wiz nicht zu dem seinigen macht, indem er über sie lachet. Indeß, wir kennen diese Gecken immer, troz allem dem, was für die komische Schnurrigkeit ihrer

*) Drydens Abhandlung vom Ursprung und Fortgang der Satire: in der Sammlung vermischter Schriften, zur Beförderung der schönen Wissenschaften rc. Berlin, 1762. Vten Bandes, 2tes Stück.

ihrer Rollen sich etwa noch sagen liese,*) Preis geben. Allein fand denn Dryden sonst überall in diesen Satyren nichts, als matten Wiz und ungesalzene Scherze? Gewiß derjenige soll mir herzlich willkommen seyn, der mir, um nur dies einzige zu sagen, eine so feine komische Scene zeigt, als das Gastmal des Nasidienus ist: und ich werde das Phlegma oder die Stumpfheit desjenigen bewundern, der dieses Stück mit gelassenem Geiste lesen kann, und nicht von ganzem Herzen mit den losen Schälken sympathisirt, welche in Gegenwart des Hausherrn sich hinter der vorgehaltenen Serviette ein wenig Luft machen, und in seiner Entfernung, um die Aufwärter von der Spur abzuhalten, das losbrechende Gelächter an mancherlei erdichteten Vorwand anhängen. Wem das Salz dieser Scene nicht schmackhaft genug

*) Man sehe Wielands Einleitung zur siebenten Satire, des I. B.

genug ist, und wer sich hier zu einer nöthigen Diversion nach einem witzigen Possenreisser umsehen kann, an dem fände vielleicht eher der feigenhölzerne Priap seinen Mann, der durch einen lächerlichen Ausbruch seiner Angst, bei den unerhörten Zaubereien der Kanidia und Sagana, den beiden Zauberinnen ein solches Schrecken einjagt, daß sie mit Verlust ihrer Zaubermittel, und der Zähne und des Haarputzes sich aus dem Staube machen. Was mich betrifft, so würde ich, ungeachtet auch ich diesen Auftritt drollig genug finde, es dennoch ungezweifelt mit demjenigen halten, der das Gastmal des Nasidienus weit vorzöge.

So häufig man das satirische Talent und den feinen Spott des Dichters mißkannt hat, eben so wenig hat es, betreffend den Gang, welchen seine Muse gewöhnlich einzuschlagen pflegt, an seltsamen Mißdeutungen gefehlt.

Man

Man hat jenes so natürliche und nothwendige simplex dumtaxat & unum, welches er selbst zum ersten Erfordernisse jedes guten Werkes macht, in seinen Satiren beinahe durchgehends vermissen wollen. Casaubon findet darin eine so auffallende Planlosigkeit, daß er so gar kein Bedenken trägt, sie mit dem moralischen Mischmasch eines Theognis und Phocylides in Einen Topf zu schmeissen. Allein zum Ersatze treibt er hierbei seine Nachsicht weiter als man vielleicht denkt. Statt Horaz diesen Fehler so hoch anzurechnen, als wol mancher schwürige Grübler sich einbilden möchte, läßt er sich geneigt finden, ihn damit zu entschuldigen, daß er nun einmal gut gefunden habe, nach dem Beispiele seines Vorläufers Lucilius, seine Leser so und nicht anderst zu bewirthen, als es die Regel und Ordnung einer tüchtigen lanx satura, nach altem Brauch

und Herkommen mit sich führte.*) Allein ich denke, jeder feinere Kenner und Freund des Dichters, wird in seinem Namen für eine Nachsicht danken, die etwas als einen Fehler entschuldigen will, was in der That keines seiner geringsten Verdienste ist. Die Einheit des Stoffes und die Planmäßigkeit der Horazischen Satire ist nun freilich von dem steifen Gange und der schulgerechten Ordnung einer gemeinen Sittenpredigt sehr verschieden. Allein wer von einem wahrhaft dichterischen Plane Idee hat, der wird sich dabei um so viel besser befinden. Er wird das, was die feinste Kunst ist, nicht für Verwirrung und Regellosigkeit halten; und gerade die Manier des Dichters „seinen Stücken den Anschein des na„türlichen planlosen Ganges der Gedanken in einer

*) Isaci Casauboni in Persium Prolegomena: in seiner Ausgabe dieses Dichters: Lugd. Bat. 1695. 4. Pag. 30.

„einer freien Conversation zu geben, und durch „lauter Schlangenweege und kleine Abschweifun„gen im Grunde doch seinem Ziele sich mit je„dem Schritte zu nähern," vorzüglich bewundern. Dies sind Worte eines Mannes, dessen feiner Geist, neben dem tiefen Studium, welches eine meisterhafte Uebersetzung der Horazischen Satiren voraussezt, mit dem Geiste des Römers so genau als vielleicht wenige Menschen sympathisirt. Nach seinem Urtheile kann diese Art des Vertrages allen denen, welche über Meinungen, Sitten, und Leidenschaften in Form von Satiren oder Briefen philosophiren wollen, nicht genug empfolen werden; und er hält eine fleissige Analyse der Horazischen Satiren und Episteln für das nüzlichste Studium, welches junge Dichter, die sich in diesem Fache versuchen wollen, machen können.*)

*) Siehe Horazens Satiren / übersezt von Wieland I. B. S. 196.

Von der Horazischen Satire ist die Juvenalische sehr verschieden. Der Charakter der leztern ist Entrüstung und Unwillen; ihr Spott mehr Hohn als Gelächter. Sie zeigt uns das Laster in seiner ganzen Abscheulichkeit, und selbst den Narren mehr in einem häßlichen als lächerlichen Lichte. Ihr Zweck scheint mehr auf Strafe, als auf Belehrung; mehr auf Rache, als auf Besserung zu gehen: und erst dann ist sie gesättigt, wenn das Opfer unter ihren Geisselhieben fällt. Ich weiß es sehr wol, daß ein Theil dieser Verschiedenheit auf dem Unterschiede der Zeiten beruhet: allein eben so sehr bin ich überzeugt, daß sie in der Anlage der beiden Dichter wesentlich gegründet ist, und daß Horaz in dem Zeitalter des Domitian, Juvenal unter dem August, ihren Ton wol hinauf oder heruntergestimmt haben, aber nicht ausser die Grenzen des Charakters,

der

der ihren Schriften aufgeprägt ist, hinausgetretten seyn würden.

Das gewöhnliche Motto so mancher elenden und geistlosen Broschüre, difficile est, satyrum non scribere, und facit indignatio versum, ist die wahre Geschichte der Juvenalischen Satiren. Entrüstung ist seine Muse, und seine Begeisterung Zorn. Mit wüthender Hitze geht er auf seinen Raub los, und hat nur diesen im Auge. Auf diesen einzudringen, ihn, wo er eine Blöse findet, zu verwunden, ihn, so lange noch etwas gesundes an ihm ist, zu zerfleischen, das ist sein Ziel: und zu diesem Ziele geht er auf dem einfachen, offenen Weege, welchen die Leidenschaft und das vorstrebende Gefühl eigener Kraft immer zu gehen pflegen. Daher keine gedachte Anlage, kein überlegter Plan, keine besondere Form, keine überraschende Wendung, keine von allen den Künsten,

deren die Besonnenheit des kühlen Spötters sich oft mit so grossem Vortheile bedient. Juvenal giebt uns durch die ungeheuern Streiche, die sein Arm führt, seine Stärke zu bewundern, aber nicht seine Gewandtheit. So sehr er den Horaz in jener Rücksicht übertrifft, so weit steht er in dieser ihm nach.

Eben so wenig wird man ihm eine Spur von jenem philosophischen Geiste entdecken, durch welchen die Horazische Satire so unterrichtend und nahrhaft für den denkenden Leser ist. Die zügellose Hitze, womit er über seinen Raub herfällt, läßt ihm weder Zeit noch Fähigkeit zu allgemeinen Betrachtungen übrig. Sein Verstand ist gerade in so fern thätig, als es die Wahl des Gegenstandes, und die Leitung der entflammten Einbildungskraft erfordert. Unter dieser spielt er die zweite Rolle, und ist im Streite blos der Wagenführer,

und

und nicht der Held. Man würde mich übrigens sehr mißverstehen, wenn man wähnte, daß ich den Mangel dieser Vorzüge der Horazischen Satire, welche sich mit der Geistesanlage Juvenals in der That nicht vertrugen, dem Dichter selbst zum Vorwurf machen wolle. Im Gegentheil bin ich allerdings der Meinung, daß Juvenal weit beßer daran that, vortreffliche Satiren in seiner eigenen Manier, als mittelmäsige, oder schlechte in der Horazischen zu schreiben. Allein daß der leztern der Vorrang gebühre, das dürfte wol schwerlich jemand anders bezweifeln, als wer die höchste ästhetische Vollkommenheit in der Energie sezt.

Sehr gerne gestehe ich indeß, daß ich Juvenal in seiner, meines Erachtens, minder vollkommenen Gattung, eben so vortrefflich finde, als Horaz in der seinigen. Nichts gleicht an Stärke, Leben, Ausdruck, und Wahrheit

den Gemählden, Bildern und einzelnen Zügen; welche seine glühende, stets arbeitende Phantasie empfängt. Das ungeheure Sittenverderbniß seiner Zeiten abgerechnet, ist seine Satire ein Spiegel, worin jedes Jahrhundert seine Laster und Thorheiten, zum sprechen ähnlich, und, was unglaublich scheinen mag, zuweilen selbst mit den Schattirungen des Nationalunterschiedes erblickt. Wie manchem Zuge wird nicht der Menschenkenner, wie einem bekannten Landsmanne, der ihm auf fremdem Boden aufstößt, entgegenlächeln? Ist seine Beschreibung des Stadtlebens etwas anders, als die Geschichte jeder grossen Stadt, in verändertem Costume? *) Ist die Caprice eines gekrönten Dummkopfes, der wegen einer ungeheuern Meerbutte Rath hält, und die Effronterie seiner Schmeichler nicht eine oft gespielte Farce? **) Wen erinnert nicht der Sturz des Sejan,

*) Sat. III. — **) Sat. IV.

Sejan, seine geschmelzte Statue, und das Betragen des römischen Jan Hagels dabei, an eine ganz neue französische Geschichte?*) Ist die Gräcomanie der römischen Damen nicht das ächte Vorbild von der Gallomanie der unsrigen?**) Und hat nicht Juvenal in den griechischen Glücksrittern seiner Zeit, die französischen der heutigen, bis auf die Luftseegler, mit prophetischem Geiste geschildert?***) Freilich liegt die Aehnlichkeit zum Theile schon in den Sachen selbst. Allein so überraschend ist sie denn doch nimmer, daß sie uns, unter den Händen jedes andern Dichters, den lauten Beifall, und das Händeklatschen entreissen

*) Sat. X, 56. sqq. — **) VI. 184. sqq. — ***) III. 69.
Ingenium velox, audacia perdita, sermo
Promtus, & Isæo torrentior. Ede, quid illum
Esse putes? quem vis hominem secum attulit ad nos,
Grammaticus, rhetor, geometres, pictor, aliptes:
Augur, schœnobates, medicus, magus; omnia novit
Græculus esuriens; in cœlum, jusseris, ibit. & g. f.

könnte, welches Juvenal uns abnöthiget. Die Zaubermacht seines Genius, und die darstellende Kraft seiner Phantasie ist es, welche auf die nackte Zeichnung brennende Farben aufgetragen, und der todten Physionomie Leben und Seele eingehaucht hat.

Diese, wie ich vorhin sagte, glühende, stets arbeitende Phantasie des Dichters führt uns die bald lächerlichen, bald schrecklichen Mißgestalten des Lasters und der Thorheit, so zu sagen, unter die Augen. Jede derselben trägt an ihrer Stirne das Mahlzeichen, welches ihr die Donnerkeile seines Witzes aufgebrannt haben. Seine Gemählde und Beschreibungen haben das Licht und die Wärme trunkener Begeisterung, und in einzelnen Hieben liegt oft das Gewicht einer ganzen Satire. Wer fühlt sich nicht vom Schwindel ergriffen, bei der Beschreibung von der nächtlichen

Be-

Berauschung der ausschweifenden Römerinnen? *)

Cum perfusa mero spumant unguenta Falerno,
Cum bibitur concha, cum jam vertigine tectum
Ambulat, & geminis exsurgit mensa lucernis.

Oder bei ihren Bacchantischen Tänzen. *)

Cum tibia lumbos
Incitat, & cornu pariter vinoque feruntur
Attonitæ, crinemque rotant, ululantque Priapi
Mænades. —

Wie tief prägen sich unserm Geiste solche Züge ein, wie der folgende ist? **)

Montani quoque venter adest, abdomine tardus,
Et matutino sudans Crispinus amomo,
Quantum vix redolent duo funera: —

oder

*) VI. 303. sqq.

) Ibid. 314. sqqq. — *) IV. 107. seq. —

oder was er von der ehebrecherischen Julia sagt: *)

Cum tot abortivis fœcundam Julia vulvam
Solveret, & patruo simileis effunderet offas.

Und diese flammende Begeisterung, aus welcher oft so helle Funken aufsprühen, lebt und wallet auch überall in dem Ganzen. Sie hebt seinen Ausdruck bis zur Würde des Kothurns empor, und giest epischen Schwung und Wolklang in seine Verse. Wenn irgend ein Satiriker gegründete Ansprache auf den Namen eines

*) II. 32. seq.

**) Er selbst scheint sich so gekannt zu haben. Denn von der Beschreibung, welche er — VI. 334. seinen Gegnern in den Mund legt, hat er vermuthlich nichts von sich ablehnen wollen, als den Vorwurf der Uebertreibung.

Fingimus hæc, altum satyra sumente cothurnum,
Scilicet, & finem egressi legemque priorum
Grande Sophocleo carmen bacchamur hiatu,
Montibus ignotum Rutulis, cœloque Latino.

eines Dichters machen kann, so wird Juvenal es seyn.

Persius steht zwischen Horaz und Juvenal in der Mitte: nicht so fast in Absicht auf den Rang, welchen er, wie mir deucht, kaum gegen einen von beiden behaupten mag, als vielmehr in Absicht auf seine Manier, die in einer gewißen Temperatur der beiden andern besteht. Lebhafter, stärker, gedrungener als Horaz, hat er weder die zersplitternde Kraft, noch das verzehrende Feuer des Juvenal; und philosophischer als dieser, ist er gleichwol mit der feinen Kunst, mit der Anmuth, und dem leichten, gefälligen Gange von jenem ganz unbekannt. Zwar ist dies leztere zum Theile eine nothwendige Folge von seinem System. Horaz pflückt seine Blumen, ohne Eigensinn und Zwang von jeder Flur. Seine Philosophie ist mehr Weisheit des Lebens, als der Schule:

seine

seine Methode die feine Kunst des geschmeidigen Weltmannes, der die Wahrheit von ihrer fruchtbarsten Seite faßt, und den Leser mehr durch schlaue Ueberraschung, als durch das Gewicht, und die Bündigkeit seiner Schlüsse zu gewinnen sucht. Das System des Persius ist hart, und ungeschmeidig, und seiner Natur nach poetischer Kunst und anmuthiger Darstellung wenig empfänglich. Daher wird es ihm schwer, die Einbildungskraft in sein Interesse zu ziehen; und er wird vorzüglich solchen Lesern gefallen, bei welchen der Verstand überwiegt. Diese werden ihn vortrefflich finden, und ihn dem Juvenal ungezweifelt, einige auch selbst dem Horaz vorziehen. Sie werden durch die Stärke und das Licht seiner Beweisgründe tief gerührt, durch die Reinheit seiner Moral, und die Gefühlwärme, durch welche sich Gedanken und Ausdruck zuweilen bis zum Erhabenen hinaufschwingen, inniger entzückt seyn,

als

als durch allen Zauber poetischer Kunst. Dieses in der That nicht geringe Verdienst wird man ihm nicht leicht absprechen können, ausser da, wo er etwa einen Lieblingssaz seiner Schule, wie in der fünften Satire ex professo vornimmt, und durchführt. Alsdann sticht der Stoiker, und der Geist seiner Schule, in einer gewissen Trockenheit, und allzu schulgerechten Dialektik, wie mir deucht, ganz bemerkbar hervor.

Ein anderes Verdienst des Persius besteht in der feinen Wahl des Ausdruckes, und in der besonderen Sorgfalt, womit seine meisten Verse gebildet sind. In dieser leztern Rücksicht nimmt er sich sehr zu seinem Vortheile gegen seine Nebenbuhler, und namentlich gegen den Horaz aus, der nach dem Urtheile seiner Zeitgenossen den Bau seiner Verse allzusehr vernach-

nachlässigte.*) Ein Vorwurf, den, wie ich aufrichtig gestehen will, mein Ohr ungemein geneigt ist, zu rechtfertigen. Umsonst bestrebe ich mich, das als eine negligentia non ingrata anzusehen, was mir, meines beßten Willens ungeachtet, immer als unangenehm, und zuweilen beinahe als peinlich auffällt: und es hält schwer, mich zu überzeugen, daß der Hexameter sich der Sprache des Umganges nicht nähern könne, ohne sich auf lahmen Füssen fortzuschleppen, wie ich sehe, wenn ihn Persius oft, ohne sich eben weit über die Sprache des Umganges zu versteigen, mit einer Harmonie und

*) Lib. II. Sat. I. 2. sqq.

— sine nervis altera quicquid
Composui, pars esse putat, similesque meorum
Mille die versus deduci posse. —

und Leichtigkeit dahingleiten läßt, die meinem Ohre so sehr schmeichelt.*) In dieser Rücksicht also

*) Merkwürdig, aber nicht von der guten Seite, ist das Urtheil, welches Dryden in der oben angeführten Abhandlung hierüber fällt. „Was erstlich „seine Verse anbetrifft, sagt er, so kann weder Ka„saubon, noch sonst jemand, der ihn vorzieht, „sein Silbenmaas, oder die Reinigkeit seines La„teins vertheidigen. Kasaubon gibt diesen Punkt „auf, und will weder das Versmaas, noch die „Worte des Persius rechtfertigen. In beiden Stü„cken ist er ganz augenscheinlich unter dem Horaz „und Juvenal. — Ferner, so holpricht und hin„kend seine Verse, und so wenig seine Worte al„lenthalben wol gewählt sind, indem die lateinische „Sprache schon mehr verdorben war, als zur Zeit „Juvenals, und also noch mehr, als zur Zeit des „Horaz ꝛc.“ — Und so was hätte Kasaubon gesagt? Nun wahrhaftig, da würde er etwas gesagt haben, das ihm sehr wenig Ehren machte. Allein man lese und erstaune! Numerorum concinnitatem cum apud Horatium nullam invenisset, nullum juncturæ studium, hanc securitatem Persius nequaquam probavit; sed numeris ita consuluit, ut ista laude eum, quem sequebatur, longo intervallo pone se

also hat Persius meinen Beifall ohne alle Einschränkung. Allein nicht so ganz in Rücksicht auf die vorhin gerühmte Wahl im Ausdrucke. Denn so sehr ich von dieser Seite fast immer seine Feinheit, und zuweilen auch seine Delikatesse bewundere, so wenig kann ich hierin das Ueber-

---

reliquerit. Quid enim hujus versibus numersius? quid absque mollitie concinnius? Neque electione est opus: omnes apti: omnes sonori: quidam vero ita magnifici, ut ad majestatem Maroniani carminis videantur aspirare. Und wenige Zeilen vorher sagt er: castitate sermonis Juvenali non cedit. Prolegomena in Persium, pag. 32. Manchem Leser wird es beinahe unerklärbar scheinen, wie es hergieng, daß Dryden zur Bestätigung seines Urtheiles sich auf den Casaubon berufen konnte, der gerade das Gegentheil sagt. Was mich betrifft, so halte ich die einfachste Auflösung des Räthsels auch hier für die beßte. Nur eine kleine Verwechslung der Namen — und wie leicht kann die einem eilfertigen Leser begegnen? — nur ein Paar Negationen, die man überspringt, so wird man ja ganz natürlich etwas anderes lesen, als man sollte. Irre ich wol, wenn ich vermuthe, daß die nemliche Stelle des Ca-

Uebermaas loben. Seine Wahl ist nicht immer glücklich, und seine Kunst artet oft in Raffinement aus. Manche seiner Tropen und Gleichnisse sind zu weit her gesucht, und weder richtig noch passend, sein Ausdruck oft so ge-

Kasaubon das Unglück gehabt habe, noch ein zweites quid pro quo von eben dieser Gattung zu veranlassen? In der Einleitung in die schönen Wissenschaften sagt der Ramlerische Batteux von Horaz: „es giebt Leute, die die poetische Schreibart seiner „Satiren, und ihre Versifizirung der Virgilischen „an die Seite setzen.“ Diese Leute, wenn sie anders je existirt haben, mögen wol seltsame Ohren gehabt haben. Allein meine Leser werden sich erinnern, daß Kasaubon in der angeführten Stelle das Nehmliche von dem Versbau des Persius sagt. — Hätte Dryden die Stelle des Kasaubon mit Aufmerksamkeit gelesen, so würde dieser Uebersetzer und Beurtheiler des Persius von seinem Schriftsteller allem Anschein nach, ganz anders geurtheilt haben: und alsdenn hätte er auch nicht den ärgerlichen Anachronismus begangen, die schlechte Latinität des Persius, welcher um ein gutes älter als Juvenal war, durch den grössern Verfall der Sprache in seinem Zeitalter erklären zu wollen.

schraubt, und dunkel, daß wir, ohne Kasaubons unvergleichbaren Kommentar, beinahe im Finstern tappen würden.

Unter den satirischen Dichtern der Deutschen ist es vornehmlich Haller, welcher verdient, mit den Alten verglichen zu werden. Zwar ist er beinahe ausser die Mode gekommen, und vor wenigen Jahren, hat ihm jemand seinem Plaz in dem Chore der Dichter durchaus streitig zu machen, versucht. Dessen ungeachtet wird die Nachwelt diesen ausserordentlichen Geist auch in seinen Satiren bewundern, wenn die poetische Glorie mancher jetzo gefeierter Dichter längst verschwunden seyn wird.

Horaz wird selten einen Satiriker finden, mit welchem er verglichen werden könnte. Wenigstens hat Haller mit ihm durchaus nichts

ge-

gemein. Persius und Juvenal hingegen liefern uns mehrere Züge zu einer Parallele. Wenn Horaz den Rang über Haller behauptet, so hat er ihn mehr der höhern Vollkommenheit seiner Gattung, welche einen seltenen Zusammenfluß, und die feinste Mischung verschiedener Geisteskräfte erfordert, als irgend einer subjektiven Unvollkommenheit seines Gegners zu danken. Schwüriger dürfte es den beiden andern werden, die nehmlichen Ansprüche gegen den deutschen Dichter durchzusetzen. Denn meines Befindens, vereinigt er in sich die wesentlichen Vorzüge der beiden: und dasjenige, worin er dem einen oder dem andern nachsteht, kömmt gegen das, was er voraus hat, kaum in Betrachtung.

Juvenal hat, wie wir gesehen haben, einen furchtbaren Arm, der mit jedem Streich aufs Leben eindringt, und seine Geissel mit

Blut färbt. Aber dies ist es alles. Haller ist ein philosophischer Dichter auch. Aber seine Philosophie hat mehr das Gepräge des systematischen Weltweisen, und des Moralisten von Berufe. Die des Deutschen hat eine einfachere Gestalt, einen freiern Air, und fügt sich leichter an das gesellschaftliche Leben an. Die Lehren des einen haben mehr Gedachtes: die des andern sind die lichtvollen Aussprüche des schlichten Verstandes, der schlägt, und trifft, ohne vorher den Punkt lange zu befühlen. Beide sind gedankenreich: aber Haller ist stärker, gedrungener, fruchtbarer. Die Gedanken des Römers haben mehr Feinheit: die des Deutschen mehr Kraft und Leben. In diesem wird man mehr den Dichter, in jenem mehr den Dialektiker sprechen hören.

In dieser Rücksicht kömmt also Haller, meines Ermessens, über dem Persius zu stehen;

und

und mit dem Juvenal liegt er ausser aller Vergleichung. Laßt uns sehen, wie sie von derjenigen Seite sich gegen einander verhalten, von welcher zwischen allen dreien eine Vergleichung Statt findet.

Als Satiriker tadeln und strafen sie alle: aber der Tadel eines jeden ist von verschiedener Art. Persius stupft, Haller schlägt, Juvenal geisselt. Keiner von ihnen hat die Waffen des Lächerlichen in seiner Gewalt, deren sich Horaz mit so grossem Vortheile bedient hat. Juvenal ist zu cholerisch: Haller nnd Persius zu ernsthaft. Der leztere ist in seinem Tadel ohne Zweifel, der schwächste. Selten gelingt es ihm, empfindliche Streiche zu führen. Seine Topik schränkt sich gewöhnlich auf Ungereimtheit, und Inkonsequenz ein: und so ergiebig auch diese Quellen in dem menschlichen Leben sind, so hangen sie doch zu sehr von dem Ver-

stand allein ab, um lebhaft zu wirken. Juvenal ist heftiger als beide. Seine Satire ist ein stetes Gemählde, welches die Einbildungskraft lebhaft erschüttert, und wovon jeder einzelne Zug sich tief in die Seele eingräbt. Niemand wird seinen Kopieen frappante Aehnlichkeit absprechen. Aber daß er so gerne ins Häßliche mahlt, daß er jede Verdrehung durch die Keckheit seines Pinsels noch mehr zu heben sucht, daß er zu seinen Bildern die gräßlichsten Farben wählt, und überall mit der leidenschaftlichen Wärme eines Liebhabers arbeitet, das gereicht ihm eben nicht zur Empfehlung.

Haller hat, wie mir deucht, das Maas und den Ton getroffen, welcher dem Satiriker ziemt. Ein gerechter Unwille ist es, der ihn begeistert: und wenn er zürnt, so ist es der Zorn eines Mannes, und der edle Unmuth einer grossen Seele, die mit Verachtung auf

Bö-

Bösewichter, mit Mitleid auf Narren herabschaut. Eben so nachdruckvoll als Juvenal, aber minder heftig, führt er seine Streiche mit gehaltener Kraft. Seine Gemählde sind eben so stark, aber weniger überladen, und sparsam, sein Spott minder schneidend, aber schmetternd, und treffend. Der Verstand, der hier seine Rolle immer mitspielt, rechtfertigt die Schärfe seines Tadels. Gerecht, wenn er straft, und auch im Schelten unterrichtend, weiß er nicht nur die Tugend an dem Laster zu rächen, sondern auch durch den gegenseitigen Kontrast beide zu heben. Die Gallerie von schlechten Regenten, welche er in den verdorbenen Sitten aufstellt, ist an sich unstreitig ein Meisterstück von satirischer Darstellung. Jeder Hieb ist tödtlich; jeder Schlag zermalmend. Alle Züge sind so scharf als möglich ausgeprägt, jeder einzelne Charakter streitet mit dem vorigen um den Rang, und scheint von dem fol-

genden übertroffen. Allein wie sehr wird nicht die Wirkung durch den Schluß dieser vortrefflichen Satire verstärkt! Wie schrumpfen nicht erst diese Pygmäen neben dem grossen Bilde des wahren Regenten zusammen! Und wie sehr wird nicht ihre Schande durch die Stralen, die von jenem auf sie fallen, beleuchtet!

In dieser meisterhaften Tirade, von welcher ich rede, scheint sich die Kraft und Stärke des Dichters ganz concentrirt zu haben. Jedes Wort ist schwer an Sinn und Nachdruck; und jedes Distichon ist ein goldener Spruch für den Regenten. Zwar ist dieses überhaupt der Charakter der Hallerischen Gedichte. Solche Hoheit und Würde, solche Großheit der Gesinnungen, welche durchaus das Gepräge eines, wenn ich so reden darf, riesenmäsigen Geistes führt, und eine diesem allem angemessene, so markige, und mannhafte Kernsprache hat man

viel-

vielleicht seit Hallern nie wieder gehört. So muß der Mann denken, fühlen, und sprechen, der, ohne Uebelstand sich zum Sittenrichter über die Menschheit aufwerfen, und, ohne Mißklang Regenten und Staaten strafen soll.

So sehr mir Haller in Rücksicht auf die angeführten, wichtigen Punkte den Rang vor Juvenal und Persius zu behaupten scheint, so willig gestehe ich hinwieder, daß er, betreffend die Eleganz und Richtigkeit des Ausdruckes, und den Wolklang der Verse, im Ganzen genommen, beiden weit nachsteht. Seine Wahl schränkt sich fast immer auf das Starke und Kernhafte ein. Seine Wortfügungen haben oft eine unverdauliche Härte, seine Verse eine Unbiegsamkeit, die ein feines Ohr zu bald ermüdet. Dafür aber wird uns zuweilen dennoch der rasche und mächtige Fall so mancher Verse, durch welche die Last der Gedanken sich unauf-

halt-

haltsam fortwälzt, und die Concinnität der Hemistichien, in welche der Reichthum der Ideen sich wie eine brechende Wooge theilt, einiger Maasen entschädigen.

Vielleicht verdient auch der reiche Vorrath historischer, und anderer gelehrter Kenntnisse bemerkt zu werden, wovon diese Gedichte so vollgepfropft sind, daß sie nur von einem gelehrten Leser, ohne Kommentar, ganz verstanden werden können. Denn, wenn gleich eine weitläuftige Gelehrsamkeit kein Haupterforderniß des Dichters ist, so kleidet sie ihn doch immer ganz gut. Ueberdies nährt sie seinen Geist, erweitert seinen Gesichtskreis, vervielfacht seinen Stoff, und giebt ihm ein grosses Uebergewicht über die poetischen Jünglinge, die sich so leicht aufs Trockene hin singen, und in geschäftiger Armuth ihren lieben Blumenkranz so lange anderst und anderst reihen, und

flech-

flechten, bis man voll Ueberdruß und Erbarmen die Augen davon abkehrt.

Von Hallers poetischem Verdienste zu sprechen, würde ich beinahe für überflüssig halten, wenn nicht das unbillige Urtheil, welches die Verfasser der Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter, von dieser Seite über ihn gefällt haben, mich veranlaßte, auch davon ein Wort zu sagen. Zwar auch so könnte es überflüssig scheinen: denn sie mögen wol wenige Leser überzeugt haben. Ich lasse es gelten, daß das poetische Verdienst des satirischen Dichters immer ein wenig zweideutig sey. Dies liegt in der Natur der Dichtungsart selbst. Allein unter denen, welche die Schwürigkeiten derselben bekämpft, und meistens glücklich überwunden haben, ist Haller gewiß keiner der lezten; und es ist offenbare Mißkennung seines Werthes, zu sagen, „daß sein ganzes Verdienst darin bestehe,

„phi-

„philosophische Sentenzen in Reimen zu zwin-
„gen.“ Oder haben etwa Verse, wie die fol-
genden sind, kein poetisches Verdienst?

Ein neuer Prometheus bestiehlt den Him-
mel wieder,
Zieht Bliz und Stral aus Staub, und
findt dem Donner Brüder.

desgleichen:

Ein mißgebrauchter Fürst taucht seine Sie-
gesfahnen
In Kessel voll vom Blut getreuer Unter-
thanen.

Ferner:

Nicht furchtsam, wann vom Bliz aus
schmetternden Metallen
Ein breit Gefild erbebt, und ganze Glie-
der fallen.

Allein nicht blos in einzelnen Versen, auch in
beträchtlichen Stellen, deren Gegenstand durch-
aus nicht poetisch war, wird man die Kraft
des

der sinnlichen Darstellung oft bewundern müssen. Ich biete in Hallers Namen jedem Troz, der sich vermißt, den Innhalt folgender Verse in ein poetischeres Gewand einzuhüllen:

Der Körper rohen Stoff, wer schränkt ihn in Gestalten,
Die stets verändert sind, und doch sich stets erhalten?
Den Zug, der alles senkt, den Trieb, der alles dehnt,
Den Reiz in dem Magnet, wornach sich Eisen sehnt,
Des Lichtes schnelle Farth, die Erbschaft der Bewegung,
Der Theilchen ewig Band, die Quelle neuer Regung,
Dies lehre grosser Geist die schwache Sterblichkeit.

Bedenkt man nun bei diesem allem noch, daß Haller einer von denen war, welche uns die

Mor-

Morgenröthe des bessern Geschmackes herbeiführten, und daß dieser zur Beleuchtung und Erweiterung so mancher Wissenschaft prädestinirte ausserordentliche Mann das Dichten nur als ein Nebenwerk seiner Jugend trieb, so wird man die Kraft seines übergewaltigen Geistes kaum genug bewundern können.

Von den übrigen satirischen Dichtern der Deutschen mißt sich keiner mit ihm. Die besten satirischen Köpfe der Nation haben sich mehr in der Prose gezeigt, wie Liscov, Rabener, Lichtenberg, Musäus, und der Verfasser der Geschichte einiger Esel.*) Ein lachender Satir,

*) Ein seltsames Meteor, welches vor einigen Jahren am deutschen litterarischen Himmel aufstieg, und — wie ich nicht wol anders glauben kann — ungesehen wieder verschwand. Denn daß von allen mir bekannten kritischen Zeitschriften nicht eine einzige

tir, der mit kühlem Spotte seine Geissel schwänge, würde nicht nur für die Litteratur ein Gewinn, sondern auch ein wahrer Seegen für die Nation seyn. Er dürfte sich nun nicht blos mit

zige es der Mühe werth sollte gefunden haben, dieses Produkt eines gewiß nicht gemeinen Kopfes, wenn es anders in Umlauf gekommen wäre, auch nur wenigstens anzuzeigen/ dies will ich eben nicht hoffen: wiewol ich auch nicht begreife, woher die Wolke gekommen seyn mag, die es vor den Augen unserer Kunstrichter verhüllte. Ich habe mich hierüber bei mehreren litterarischen Reisenden aus verschiedenen Provinzen Deutschlandes erkundigen wollen: allein vergebens. Keinem war die Existenz eines solchen Buches bekannt. Der Verfasser selbst würde, ohne Zweifel, die beste Aufklärung geben können, und von ihm würde sie mir doppelt willkommen seyn. Da das Buch allem Anschein nach, schon jetzo unter die libros rariores gehört, so lasse ich mich's nicht verdriesen, den vollständigen Titel herzusetzen. Es ist folgender: Geschichte einiger Esel, oder Fortsetzung des Lebens und der Meinungen des weltberühmten John Bunkels. Hamburg und Leipzig/ 1782. Drei Bände, in 8.

mit steifen Pedanten, bettelhaften Poeten, politischen Kannegiesern, manquirten Stutzern, und hofnungslosen Jungfern herumbalgen. Aberglaube, Schwärmerei, Sophisterei und Kabale, welche die unter uns erst aufsprossende Blüte der Aufklärung zu vergiften drohen, würden ihm reichen Stoff zu einer weit verdienstlicheren Beschäftigung an die Hand geben. Der Genius unserer Zeit ruft ihn schon lange laut herbei: und o daß sein Ruf endlich einmal gehört würde!

In der didaktischen Epistel, welche mit der Satire ziemlich nahe verwandt ist, hat Horaz nachahmenswürdige, und von den Deutschen bisher noch unerreichte Muster aufgestellt. Zwar haben sich in dieser Gattung, neben andern, Goekingk, und Gotter, der leztere vornehmlich durch seine schöne Epistel über die Starkgeisterei mit Ehre gezeigt. Allein so gerne

ne ich diesen braven Männern ihren verdienten Ruhm gönne, so wenig scheint mir das Ziel, nach welchem wir streben sollten, durch sie erreicht zu seyn. Ihre Philosophie hat weder die männliche Festigkeit und Reife, noch sind sie mit der kunstlosen Anmuth, mit der Feinheit, Delikatesse, und Urbanität des römischen Dichters genug vertraut: und wer Muth und Kräfte hat, sich in diesem Fache zu versuchen, dem sind noch ungebrochene Lorbeere zu erringen übrig. Allein damit sein Probestück zu machen, dies fände ich nun eben für einen jungen Dichter nicht räthlich. Denn, um hierin etwas nahmhaftes zu leisten, dazu gehört schon mehr, als erbauliche Betrachtungen, und nüzliche Lehren, die von poetischen Blumen überschattet, und mit witzigen Einfällen verbrämt sind. Wenn nicht Erfahrung die schon bekannte Wahrheit neu stempelt, nicht tiefe Menschenkenntniß den todten Stoff belebt, nicht

Anmuth und Grazie aus jeder Wendung hervorleuchtet, nicht der feine Ton des Weltmannes in jeder Zeile spricht, so liest man lieber ein ascetisches Buch, damit man wisse, was man gelesen hat. Wer von allen deutschen Schriftstellern besizt die genannten Eigenschaften alle in so hohem Grade als Wieland? Und wer wäre demnach fähiger, als Er, uns ächt Horazische Episteln zu schenken? Dies ist nicht der erste Wunsch, welchen ich ihn betreffend, gethan habe, und müßte auch nicht der lezte seyn, wenn es nicht unbescheiden wäre, von Einem Manne alles zu verlangen. Indeß wenn es ein Mann ist, der die Reichthümer von vielen allein besizt, so nimmt man es schon minder genau.

III. Epigramm.

Das griechische Epigramm ist uns durch die Blumenlesen einiger spätern Sammler bekannt

kannt geworden, an welchen man oft mehr den guten Willen, als Einsichten, Geschmack und feste Wahl zu loben findet. Sie haben uns Gutes und Schlechtes, Mittelmäßiges und Vortreffliches, Altes und Neues, und unter diesem nicht nur manches Stück aus dem schlechtesten Alter, sondern auch solche aufbewahrt, deren Verfasser selbst keine Griechen waren. Indeß sind ihre Sammlungen, so wie sie sind, schon hinreichend, um uns eine Idee von dem griechischen Geiste in dieser Dichtungsart zu geben. Hätten wir die Blumenlesen eines Meleagers und Philippus, so würden sie uns, ohne Zweifel, noch weit mehr Gutes liefern, aber über jenen Punkt vermuthlich wenig Neues lehren.

Schon durch ihre Auswahl unterscheiden sich die epigrammatischen Dichter der Griechen, von den Deutschen, und überhaupt von den

neuern auf eine rühmliche Weise. Bei dem leztern ist das Epigramm meistens ein Spiel des Witzes geworden: und hat sich darum auch am öftersten an solche Gegenstände angehängt, mit welchen sich gut spielen läßt. Bei den Griechen hat es weit öfter eine edlere Bestimmung. Das Lob grosser Männer, die Bewunderung seltener Kunstwerke, die zarten Gefühle der Menschlichkeit u. s. f. machen häufig den Innhalt dieser kleinen Gedichte aus, in welchen man öfter die Empfindung als den Wiz sprechen hört. Und hier ist es vornehmlich, wo sich jene oft gepriesene und oft mißkannte Einfalt zeigt, wodurch das griechische Epigramm unübertrefflich und beinahe einzig ist.

In jedem Epigramm, wenn es anders diesen Namen verdienen soll, muß immer etwas liegen, welches gleichsam die Seele desselben ist, oder der Brennpunkt, worein sich seine

Stra-

Stralen sammeln. Dieses Etwas, es sey nun ein Gedanke, oder eine Empfindung, darf wenigstens nichts gemeines seyn. — Will man dies die epigrammatische Spitze nennen, so muß unstreitig jedes Epigramm seine Spitze haben, aber nicht nothwendig auch einen Stachel. Die neuern Epigrammatisten haben diese Dinge meistens mit einander verwechselt: und diese Verwechslung hat jene Einfalt und Grösse, welche man in den beßten Stücken der Griechen mit so vielem Rechte bewundert, aus dem Sinngedichte beinahe gänzlich verbannt.

Wie viel man dadurch eingebüßt habe, das liegt am Tage. Unstreitig hat ein Gedanke den größten Werth, der sich nur auf sich selbst stüzt, und durch seinen innern Gehalt die Bewunderung des Lesers gewinnt, ohne sie zu suchen. Unstreitig ist die Empfindung die probhältigere und ächtere, welche ohne Schminke

gefällt, und ohne eine künstliche Wendung den Weeg zum Herzen findet. Der Schimmer der Neuern ist meistens ein Glanz ohne Reichthum, und ihre Kunst ist gewöhnlich damit beschäftigt, ihre Armuth zu decken. Wofür anders spitzen sie ihre Gedanken mit so vieler Sorgfalt zu, als weil sie es fühlen, daß sie eines Stachels bedürfen, um in unsere Seele einzudringen? Wofür anders bieten sie so oft allem ihrem Witze und Scharfsinn auf, um der Empfindung eine überraschende Form oder Wendung zu geben, als, damit es ihnen gelinge, auf diesem Schleichweege sich desto sicherer in unsere Herzen zu stehlen? In der That gelingt es ihnen auch zuweilen ganz gut, uns auf diese Weise zu täuschen. Wir bewundern nicht selten den Stoff in der Form, und ertheilen der Empfindung ein Lob, welches eigentlich dem Witze gebührt. Allein die Probe halten solche Stücke nicht aus. Jede wieder-

holte

holte Betrachtung nimmt etwas von der Bewunderung hin, bis daß sie sich zulezt in ein zufriedenes Lächeln des kalten Beifalls auflöst; da hingegen die beßten griechischen Stücke desto mehr gewinnen, je öfter man sie liest.

Allein auch dann läßt die griechische Einfalt von den neuern Epigrammatisten sich nur selten finden, wann sie von Ihnen gesucht wird. Wenn sie auf der einen Seite der Gesuchten und Spizfindigen entgangen sind, so lauern sie von einer andern auf sie Hyperbel und Frost. Selbst da, wo sie den Fußstapfen des griechischen Geistes nachgehen, wird es ihnen äusserst schwer, nicht von dem Pfade auszugleiten. So manches von den Deutschen nachgeahmtes oder überseztes Stück trägt kaum eine Spur mehr von der griechischen Einfalt. Ich spreche von unsern Epigrammatisten, und nehme die Blumen aus, welche Herder mit so

glücklicher Hand auf unsern Boden verpflanzt hat, daß man, um den Kontrast zwischen den Griechen und den unsrigen fühlbar zu machen, sich kaum mehr nach der griechischen Anthologie umsehen darf. Am meisten haben die leztern bei einer Vergleichung dann zu verlieren, wenn sich beide auf Einem Weege begegnen, ohne sich einander gesucht zu haben.

Wie schön haben nicht die Griechen so manches Werk der Kunst in ihren Epigrammen gelobt? Was diese Stücke so bewundernswerth macht, ist ohne Zweifel die Wahrheit der Empfindung, und die Einfalt, womit sie sich ausdrückt. Der Dichter vergesse über dem Werke, wo möglich, den Meister, und vor allem sich selbst. Wofern er dies nicht kann, so rechne er höchstens auf lächelnden Beifall, aber nicht auf Bewunderung. Wenn die Empfindung eine zu künstliche Wendung nimmt, so

wird

wird sein Lob zur Schmeichelei, und wenn das Gefühl vor dem Witze nicht zur Sprache kömmt, zur Lüge. — Man vergleiche nach diesem Maasstabe folgendes Epigramm eines griechischen Dichters,

Auf das Bild
eines schlummernden Satirs.

Diodorus senkte den Satir hier in den Schlummer;
Rühr' ihn an, er erwacht; laß ihn, er schlummert so sanft.

mit einem ähnlichen, von Lessing,

Auf das Pferd Friedrich Wilhelms
auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwundrung stehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laßt meinen Reiter mir die Ferse geben:
So sollt ihr sehn!

Welche Natur und Wahrheit in dem einen; und welche kühle, gefühllose Schalkheit in dem andern! Der Grieche fängt bei der Aehnlichkeit

keit an, und endet mit der Verwechslung. Der Uebergang von der einen zur andern ist ein schnelles Moment, welcher die Seele unversehens überrascht, und eben dadurch die Täuschung natürlich und wahrscheinlich macht. Jenes „laß ihn, er schlummert so sanft," ist, mutatis mutandis, gerade die Geschichte dessen, der andere durch eine Geisteserscheinung äffen will, und seine eigenen Haare sich streuben fühlt. — Der Deutsche strebt nach eben dem Ziele der Täuschung, aber auf einem Weege, welcher gerade davon abführt. In dem, was er uns durch das Pferd sagt, erkennt man durchaus den Ton und die Sprache des kühlen Schalkes, der den gaffenden Pöbel gern ein wenig zum Beßten haben will. Wenn es ihm auch gelänge, was würde das für den Künstler beweisen? Eine Täuschung, die ihm Ehre machen soll, muß nicht durch Ueberredung, sondern durch den Eindruck des Kunstwerkes geschehen.

schehen. Hier ists umgekehrt. Das Pferd versichert die ungläublichen Betrachter, daß es dennoch lebendig sey. Gerade das Gegentheil von diesem sollte es seyn. Wir sollten uns in dem Kunstwerke täuschen, und durch das Epigramm zurechte gewiesen werden.

Dieß ist der Gang, welchen die Griechen in mehrern Epigrammen auf Myrons Kühe genommen haben, wovon ich hier ein Paar der bekanntesten anführen will:

O Hirte, warum laufest du
So weit zurück nach mir?
Stichst mit dem Stachel auf mich zu,
Und rufest: fort von hier!
Ich bin des Künstler Myrons Kuh,
Und gehe nicht mit dir.

Die Uebersetzung ist zwar ein wenig frei, doch zeigt sie uns immer das, warum es hier zu thun ist. In dem folgenden hat sie dabei auch das Verdienst der Genauigkeit.

Kalb

Kalb, was suchest du hier an meinen Brüsten
und blöckest?
Milch verlieh sie mir nicht, Myrons er-
schaffende Hand.

Auch hier ist kein Schritt über die Linie der Wahrheit, und der Einfalt, welche so gerne beisammen sind, hinaus gethan. Man halte dagegen nachstehendes Epigramm von Lessing.

Auf ein Schlachtstück,
von Hugtenburg.

Furchtbare Täuscherei! Bramarbas stand
vor ihr,
Ward blaß, und zitterte, und fiel, und rief:
Quartier.

oder jenes von Kleist,

An Herrn H ***
als er eine Winterlandschaft mahlte.

Mit welcher Landschaft hat dein Pinsel
Leanders Saal geziert?
Sie starret wie der Winter selber; ich seh
sie an, mich friert.

Wie

Wie übertrieben ist das eine, wie gemein und wirkungslos das andere? Bei dem ersten liese sich zweifeln, ob die Spitze dem Künstler, oder vielmehr Bramarbas gelten soll. Im leztern Falle würde das Stück in eine Klasse zu stehen kommen, welche das Hyperbolische noch so zimlich verträgt, aber eben auch darum keine Ansprache auf Bewunderung macht. Bei dem Gesichtspunkt hingegen, welchen der Dichter selbst durch die Aufschrift angegeben hat, wird die Hyperbel sofort unerträglich und abgeschmackt. Ich wette, daß kein Künstler von Geschmacke und Empfindung durch ein solches Lob sich je geschmeichelt finden wird. Oder wenn ers ist, so hat sicherlich die Rücksicht auf die Person des Dichters daran weit den größten Antheil. — Vom dem Kleistischen Gedichtchen sage ich nichts. Wenn ein Epigramm auf ein Winterstück, um gut zu seyn, frostig seyn muß, so konnte der Mahler wol schwerlich besser gelobt werden.

Sonst

Sonst gestehe ich, daß unter den wenigen Sinngedichten, welche Kleist gemacht hat, an Würde und Einfalt mehrere sich dem griechischen Geschmacke, bis auf einen gewissen Grad nähern. Nur tragen auch diese noch zu sehr die Minen der Selbstzufriedenheit und des Bewußtseyns eigenen Werthes, welche in der That nichts weniger als Griechisch ist. Das beßte, was die deutsche Dichtkunst von dieser Gattung aufweisen kann, sind wie mir deucht, ohne allen Zweifel ein Paar Stücke von Götze, deren eines ich oben angeführt habe. In diesem athmet griechischer Geist, griechische Zartheit des Gefühles, griechische Anmuth und Einfalt. Aber es sind leider eben nur ein Paar Stücke, welche die deutsche Poesie, als eine Seltenheit eher bescheiden vorzeigen, als darauf stolz seyn darf.

Im Grunde hat unsere Armuth von dieser Seite wenig befremdendes. Die wirkenden Ursa-

sachen, wodurch der bildsame griechische Geist sich zu jener Wahrheit des Gefühles, und der sie stets begleitenden Einfalt entwickeln konnte, und die Gegenstände, woran beide sich vornehmlich gezeigt haben, das schöne griechische Klima, die Formen griechischer Schönheit, griechische Mythologie, griechische Kunstwerke u. s. f. alles dieses kömmt uns nicht, so wie ihnen zu statten.*) Was bei ihnen lebendiger Genuß war, das ist bei uns blose Liebhaberei. Daher ist auch bei ähnlichen Gegenständen die Mittheilung so verschieden. Jeder giebt, was er zu geben hat: der eine mehr reine Empfindung, der andere mehr spielenden Wiz. Und da dieser leztere an den Gegenständen, an welche das griechische Epigramm sich so gerne anschlos, keine reiche

*) Hierüber sehe man Herders vortreffliche Anmerkungen über die Anthologie der Griechen, ꝛc.

reiche Nahrung fand, so hat er sich öfter und lieber in einem Felde gezeigt, in welchem er nicht blos die Helfersrolle zu spielen fand.

Indeß haben auch die Griechen im Epigramm den sehr oft Wiz nicht gespart. Um dies läugnen zu können, müßte man sie wenig kennen. Und, um es zu beweisen, bedarf es der Mühe nicht, in manchen griechischen Epigrammen einen Stachel aufzusuchen, wo man bisher keinen gefunden haben wollte, wie Lessing gethan hat, welcher, vielleicht aus einer kleinen Vorliebe für eine Gattung, worin er selbst sich rühmlich gezeigt hat, der gepriesenen Simplicität der ältesten und besten griechischen Epigrammen nicht so ganz gut scheint.*) Es wäre nur Thorheit, sagt er, sich einzubilden, daß Wiz nicht auch den Griechen sollt

Wiz

*) S. Lessings zerstreute Anmerkungen über das Epigramm ꝛc.

Wiz gewesen seyn. — Wer könnte hieran zweifeln? Allein wem kann es auch einfallen, Wiz und Simplicität ohne anders mit einander in Kontrast zu setzen? Beide können sich sehr gut vertragen: nur da nicht, wo die Empfindung das Wort führen soll. Oder was könnte einfacher, und doch zugleich witziger seyn, als z. B. folgende zwei Epigrammen?

Der Dieb.

Vom Antiochus ward des Lysimachus Pfulbe gesehen,
Und Lysimachus sah seine Pfulbe nicht mehr.

Auf den Nearch.

Möge die Erde dich leicht bedecken, verwünschter Nearchus!
Denn so scharren dich auch leichter die Hunde hervor.

Ohne Zweifel also haben die Griechen auch hier den Wiz geliebt, aber nicht anderst als an seinem Orte, und in gehörigem Maase. Da, wo

es der Empfindung zukam, zu sprechen, liesen sie ihn schweigen: und wo Er seine Rolle zu spielen hatte, da wußten sie ihm den Zaum zu halten, und blieben noch immer der Einfalt getreu, welche auch der Wiz nicht überall ausschließt. Wol mögen daher manche griechische Epigrammen von unverwerflicher Autorität so beissend und stachlicht seyn, als man sie nur immer beim Martial findet. Aber auch so geschraubt?

Dies Leztere will Lessing behaupten, und er getraut sich durch Beispiele manchen vermeinten Kenner der griechischen Simplicität gewaltig irre führen zu können. Er hätte, sagt er, ein Dutzend von dieser Art unter seine Sinngedichte gestreut: aber er wollte den sehen, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden sollte, die er aus dem Martial nachgeahmt, oder übersezt habe. Was das

Lez-

Leztere betrifft, so dürfte er wol Recht haben, allein der Verbindung griechischer Simplicität mit dem beissendsten Witze unbeschadet. Denn er hat die Stücke, wovon er spricht, oft so gut zu verstecken gewußt, daß selbst derjenige, welcher sie im griechischen gesehen hat, Mühe haben dürfte, sie im Deutschen wieder zu finden. Ein Paar Beispiele mögen zur Probe dienen.

Themis über ihr Bildniß
in dem Hause eines Richters.

Womit, o Zeus, hab' ich den Schimpf verschuldet,
Daß man mein Bild in diesem Hause duldet?

In der That, ich wüßte nicht, wo die griechische Simplicität hier stecken sollte. Gewiß nicht in der schnippischen Frage der Themis, welche die Sache mehr von der lächerlichen und ungereimten Seite, als von der

ernsthaften zu fassen scheint. Freilich ist das Bild der Gerechtigkeit in dem Hause eines ungerechten Richters ein Anblick, welcher von selbst zum Spott einladet, und jedem, so zu sagen, die Antithese in den Mund legt. Und spräche nur der Dichter in eigener Person — ganz gut! Wenn er aber die Göttin sprechen läßt, so sollte sie nicht spotten, sondern trauern oder zürnen. Sie darf auch die Antithese nicht deuten; der Leser wird sie schon finden.

Wenn also Lessing hier richtig übersezt, oder nachgeahmt hätte, so würde dieses Beispiel für seine Behauptung streiten? Nicht doch! wir könnten es ihm immer noch zurückgeben. Denn wir kennen seinen Verfasser nicht. Und wer sich der Simplicität des griechischen Epigrammes annimmt, der nimmt sich nicht auch jedes griechischen Epigrammes an. Allein wir bedurfen dieser Auskunft nicht, und können dem Leser die Vergleichung

gleichung überlassen. Hier ist Herders getreuere Uebersetzung.*)

Das Bild der Gerechtigkeit
im Gerichtssaale.

Gute Gerechtigkeit, warum denn stehst du so traurig
Hier? „Weil eben ich hier unter den Raubenden steh.“

Mein zweites Beispiel sey dieses:

Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu sich streckte,
Stach ihn ein Skorpion. Was meint ihr, daß geschah?

*) In der Uebersetzung spricht, wie mir deucht, mehr die Betrübniß, im Original mehr der Unwillen:

τίς σε δικαιοσύνη βροτὸς ἤκαχεν; οὗτος ὁ κλέπτης
Ἐνθάδε με σήσας, οὐδὲν ἔχων πρὸς ἐμέ.

Fell starb am Stich? — Ei ja doch, ja!
Der Skorpion verreckte.

Abermal kein Schatten von griechischer Simplicität. Jene Fragen, Was meint ihr, daß geschah? Fell starb am Stich? und das bedeutungsvolle Ei ja doch, ja! tragen den Stempel moderner Kunst so unverkennbar, daß auch kein Halbkenner der griechischen Einfalt sich leicht beschwatzen lassen wird, sie für griechisch zu nehmen. In der That, was bedarf es auch solcher Stützen und Gerüste, um einen Gedanken zu halten, und zu heben, der sich selbst tragen kann? Wird etwa die Befriedigung des Lesers vollkommener seyn, wenn die wichtige Miene den Aufschluß verräth, eh er noch da ist? O gewiß das Gegentheil. Von solchen Weitläuftigkeiten weiß das Original nichts. Hier ist die wörtliche Uebersetzung von Morus:

Vi-

Vipera Cappadocem mordens mala, protinus hausto,
Tabifico periit sanguine Cappadocis.

Allein so ists. Der Grieche sey noch so witzig: dem neuern Epigrammatisten wird er selten witzig genug seyn. Um nicht immer Lessing allein anzuführen, füge ich noch folgendes Epigramm eines unserer witzigsten Köpfen bei, wozu uns die Anthologie auch ein Gegenstück gibt.

Die Diebin.

Kaum sieben Jahr konnt' Iris zählen,
So wußte sie voll List zu stehlen;
Die kleine Hand, grif was das Auge reizte!
Nicht daß sie's zu besitzen geizte;
Nur über dessen Quaal, den sie beraubt, zu scherzen,
Entführt sie Obst als Kind, und nimmt erwachsen Herzen.

Die Würfelspielerin.

Reitzendes Kind, du spielst in der Mutter
Schoose mit Würfeln:
Dreizehn Jahre, so sind Herzen der
Männer dein Spiel.

Freilich hat Lessing Recht. Man ist weder gesund, noch klug, wenn man seine Schöne nicht anders, als in der Kleidung einer unschuldigen Schäferin lieben kann. Allein sicherlich ist man eben so wenig gesund, wenn man seine Schöne im einfachen geschmackvollen Anzuge nicht reitzender findet, als im kostbaren Schmucke. Auch der beßte Wiz hat allemal zu verlieren, wenn er mit einer reichen Schleppe daherrauschet. Er ist, um die Vergleichung fortzusetzen, in dem Falle jener europäischen Dame, die von einer Amerikanerin von oben bis unten befühlt, und gefragt ward: so sage mir doch; bist du denn das alles selbst?

Un-

Unter den lateinischen Epigrammatisten ist es Martial allein, von welchem ich zu sprechen habe. Zwar hat Katull auch Epigrammen gemacht. Ich meine nicht seine Hendecasyllaben, und andere Gedichte, welche offenbar in dem lyrischen Fache ihren Plaz zu suchen haben, sondern diejenigen kleinen Stücke, welche in den Ausgaben die lezte Stelle einnehmen. Diese scheinen auf den Titel von Epigrammen Ansprache zu machen, und einige sind es wirklich. Aber auch diese nehmen sich als Epigrammen nicht sonderlich aus. Den übrigen fehlt die epigrammatische Spitze, oder der Punkt der Wirkung, ohne welchen kein Epigramm wird. Sie sind von seinen lyrischen Stücken einzig durch die elegische Versart verschieden, in welcher sie in der That mehr verlieren, als gewinnen.

Martial ist das Muster, wornach sich die neuern Epigrammatisten meistens gebildet haben,

ben, und in seiner Gattung ohne Zweifel einer der größten Meister. Bei ihm ist die Spitze beinahe immer ein Stachel; und diesen weiß er so gut zu schleifen, daß der Leser, welchem damit geholfen ist, selten unbefriedigt bleibt. Ich nehme seine Xenia und Apophoreta aus, wovon die meisten des Witzes halber unter einem nürnbergischen Kupferstiche nicht übel stehen würden. Aber in den eigentlichen Epigrammen ist sein Wiz unerschöpflich. Martial ist nicht einer von den Wizlingen, welche auf Gelegenheit lauern, einen vorräthigen Einfall an den Mann zu bringen, und dem nächsten beßten Gegenstand eine ihrer Schellen anzuhängen. Er ist ein geborner Lacher, dem es angethan ist, mit allem sein loses muthwilliges Spiel zu treiben, und von welchem jedes Ding und jede Person gleichsam ein Epigramm zu fordern scheint. So bereitwillig er es giebt, so wenig legt er selber ein Gewicht

da-

darauf. Kaum ist der Streich gethan, so ist er wieder vergessen. Er spannt nicht seinen Geist auf die Tortur; und wenn sein Wiz mißlingt, so ist es mehr Mangel an Geschmack und richtigem Urtheile, als Noth. Sein Spott trifft, aber verwundet nicht sehr: er ist beissend, aber nicht giftig. Daher ist auch der Eindruck bei dem Leser mehr lebhaft als tief. So manches Stück erschüttert die Lunge mit Macht, und prägt sich dennoch dem Gedächtnisse nicht ein. Er ist sinnreich aber nicht voll gewichtigen Sinnes, und meistens ist die Spitze mehr werth, als der Stoff, woraus sie geschliffen ist. Er beschäfftigt den Leser leicht und angenehm, und giebt ihm eine Befriedigung, welche nicht oft durch Anstrengung erkauft werden muß. In der That wird sich selten ein so witziger Epigrammatist, ohne Ermüdung so gut fortlesen. Selbst da, wo er geschraubt ist, so ist er doch weniger mühsam, ausgenommen,

wenn

wenn er loben oder schmeicheln will. Besonders ist ihm, wie mir deucht, mehr als Ein Versuch, dem Domitian etwas recht verbindliches zu sagen, nach Verdienen, ganz und gar verunglückt.

Ohne Zweifel ist der erhebliche Tadel, der sich gegen Martial aufbringen läßt, dieser, daß er so oft mit falschem Witze spielt. Zwar hat er von dieser Seite an Lessing einen, wiewol ich fürchte nicht ganz unpartheiischen Vertheidiger gefunden. Nicht zwar daß er die Sache läugnete, — denn wie könnte er das? sondern er findet es unbillig, dem Martial seinen falschen Wiz zum Fehler anzurechnen, da er selbst ihn sehr gut kenne, und für nichts anders gebe. Ich gestehe, daß diese Entschuldigung bis auf einen gewissen Punkt hinreichen mag: allein überall durfte sie unserm Epigrammatisten schwerlich durchhelfen. Jedes Wortspiel

spiel ist im Grunde falscher Wiz, und doch kann es solche geben, die so viel werth sind als der beßte. Ein Spielwerk von dieser Gattung, wofern es nur einen Scherz giebt, wobei ein gescheuter Mann mitlachen, oder mitlächeln kann, macht auch dem witzigen Kopf keine Schande. Ein Gelehrter z. B. der mit guten Freunden eine Schiffart zur Lust macht, nenne meinethalben die Schiffer, die sich nicht rühren mögen, wahre Argonauten: *) ich werde ihn darum so wenig verachten, als bewundern. Aber wenn er daraus ein Epigramm macht, so thut er mir schon zu viel an die Sache. Ich werde auch zur Noth noch ein Epigramm aushalten, wie das folgende ist:

de Picente inepto poëta:

Scribit in aversa Picens epigrammata charta,
Et dolet, averso quod facit illa deo.

Allein

*) Martial III. 67.

Allein wenn ein Wortspiel durchaus nichts ist, als ein Wortspiel, wenn es durch seinen Schall nicht eine Idee weckt, die auf irgend eine Weise für mich interessant ist, so werde ich für den, der es über die Lippen bringt, wenn er mein Freund ist, erröthen. Jedem Leser von Geschmacke sey es überlassen, nachfolgende zwei Epigrammen, welche beim Martial nicht die einzigen in ihrer Art sind, nach diesem Maasstabe zu prüfen.

In Ædylum fico laborantem.

Gestari junctis nisi desinis, Ædyle capris,
Qui modo ficus eras, jam caprificus eris.*)

Ad Paullinum mejentem.

Minxisti currente semel, Paulline, carina.
Mejere vis iterum? jam Palinurus eris.**)

Wahr-

*) Ficus hieß eine häßliche Krankheit, und zweitens auch der, welcher damit behaftet war.

**) πάλιν, iterum: οὐρεῖν, mejere. Pallinurus ist als der Steuermann des Aeneas aus dem Virgil bekannt.

Wahrlich, wenn es zur Entschuldigung genug ist, zu wissen, daß ein solcher Wiz falscher Wiz sey, wenn man nicht auch wissen sollte, daß ein solcher Wiz kein Spiel giebt, das einen vernünftigen Mann kleidet, so weiß ich nicht, wo die ästhetische Toleranz ihre Grenzen hat.

Ich zweifle, daß ein Paar so elende Stücke in irgend einem der bessern deutschen Epigrammatisten aufzufinden seyn möchten. Damit will ich nun aber lange nicht sagen, daß sie samt und sonders den Rang vor Martial behaupten. Wer zuweilen schlechten Wiz hat, der kann immer noch oft genug sehr guten Wiz haben: und wer von jenem nichts, von diesem nur wenig hat, der ist ohne Zweifel der schlechtere.

Ich muß mir hier eine Ausnahme erlauben, indem ich gut finde, über denjenigen Zeit-

punkt der deutschen Poesie, auf welchen ich mich bisher immer eingeschränkt habe, hinaufzusteigen. In jedem andern Fache sind bei uns die größten Dichter nach Hagedorn und Haller erschienen; aber wenn man nach den beßten Epigrammatisten frägt, so dürfen Logau und Wernike schwerlich übergangen werden. Beide haben ihre ungezweifelten Verdienste. Der eine hat mehr Feinheit, der andere mehr Gewicht. Der eine ist leichter und angenehmer, der andere gedrungener und feuriger. Beide haben Stücke von sehr ungleichem Werthe; doch bleibt, wie mir deucht, Wernike im Ganzen sich mehr gleich. Beide haben das eigentliche Epigramm mit dem Sinnspruche häufig verwechselt; doch Logau weit öfter. Wenn einer von ihnen mit dem Martial in Vergleichung gestellt zu werden verdient, so deucht mir, daß es eher Wernike sey.

An Leichtigkeit und Gewandtheit, und an fein gespiztem Wize kömmt er freilich dem Römer nicht zu. Er ist einförmiger und schwerer, und auch da mehr ermüdend, wo er nicht so geschränkt ist. Bei ihm wirkt der Gedanke meist durch sich selbst, und selten kömmt ihm eine künstliche Wendung zu Hülfe. Statt durch den Ausdruck zu blenden, und durch den Vers zu täuschen, drängt er sich ungedultig aus beiden hervor, und zersprengt, gleich einer schwellenden Frucht, die Hülse, worin er nicht Raum genug findet. Wenn er das Ohr durch manche Härte, den Geschmack durch manche Nachlässigkeit beleidiget, so söhnet er uns wieder durch den gediegenen vollwichtigen Sinn aus: und wenn er aus seinem Vermögen nicht allen den Vortheil zu ziehen weiß, den ein anderer wol könnte, so wird er dafür auch nie reicher scheinen, als er ist.

Ein solcher Tadel enthält, wie ich denke, nicht wenig Lob; und ein solcher Kunstmangel ist wol mehr werth, als die Kunst allein. Freilich, wer beides zugleich hätte! Martial hat das eine unstreitig voraus: aber was Wernike behält, das hat jener nicht in eben dem Grade; und so könnte die Waagschaale immer noch ruhen.

Wernike, sagt Lessing, besas mehr von den Metallen, woraus Gold zu münzen ist: und dem Martial gieng mehr gemünztes Gold durch die Hände. Ich möchte eher sagen: Martial besizt mehr Schaupfennige, als gangbare Münze. Auch ist das Gepräge oft mehr werth, als der Stoff. Wernikes Reichthum hingegen, wenn er auch nicht immer gemünztes Gold ist, läßt sich doch sehr leicht in Gold umsetzen. Oder, um unverblümt zu reden: Martial ist ein Epigrammatist für müsige Leser, Wernike mehr für Denker. Dieser ist scharfsinniger, jener gespizter.

Dem

Dem einen ist der Wiz meistens nur Vehikulum für den Verstand, dem andern ist er gemeiniglich alles. Wer nur lachen will, der thut wol, wenn er sich an den Martial hält; aber wer, mit Lessing zu reden, mit seinem Verstande lachen will, der wird seine Rechnung mehr bei Wernike finden.

Schwerlich wird irgend ein anderer Epigrammatist von dieser Seite die Vergleichung mit ihm aushalten; und ich wüßte nicht auf wen man besser anwenden könnte, was Herder sagt: „Ein treffendes Epigramm sagt oft mehr, „als eine langweilige Abhandlung, voll unnö„thiger Vorbereitungen, Seitensprünge, und „Deklamationen.“ Bei ihm ist der Wiz weniger ein Kunstfeuer, als ein Lichtstral, welcher uns einen schnellen und tiefen Blick in die wahre Beschaffenheit der Dinge thun läßt: Wie fruchtbar und eingreifend sind nicht, zum

Beispiel folgende Stücke?

An einen Waghals.

Warum erzürnst du dich mein Freund, wenn ich dich schelt,
Daß du dich ohne Noth so oft gibst in Gefahr?
Gestehe nur du seyst ein Narr,
So geb ichs zu, du bist ein Held.
Der Grossen Fall erdrucket viel Gemeine.
Wahr ists! der Donnerkeil trift insgemein die Eichen,
Wenn sanfte Winde nur um schwache Sträuche schleichen;
Doch diese haben oft an der Verwüstung Theil:
Der Eiche Splitter sind der Sträuche Donnerkeil.

An Theopompus.

Du machst die Schrift, sagst du, zu deiner Predigt Grunde,
Und bringst uns als ein Bot des Himmelreichs, Bericht

Von

Von unsrer Seeligkeit: Doch trägt ein
Bote nicht
Die Wahrheit oft im Brief, und Lügen
in dem Munde?

Auch da, wo er nur zu spielen scheint, geht sein Spiel oft tiefer, und schränkt sich nicht blos auf einen unbedeutenden Scherz ein. Hier auch ein Beispiel von dieser Gattung.

Auslegung des Bilds der Gerechtigkeit.

Ist die Gerechtigkeit gleich blind,
Doch fühlt sie die, die nach ihr fragen;
Die gleiche Waagschaal muß ihr sagen,
Ob die Dukaten wichtig sind,
Die man ihr zusteckt; und sie hält
Ein blankes Schwert in ihren Händen,
Daß ihr die Diebe nicht das Geld,
Das ihr geschenket wird, entwenden.

Nächst Wernike sind Lessing und Kästner die beßten deutschen Epigrammatisten. Beide überströmen von Wiz. Schade, daß sie ihm zuweilen nachgehen, da sie ihn ungesucht finden könnten. Beide lieben im Epigramm vor-

züglich den Spott. Der eine ist beissender, der andere giftiger. Aber so einen kühlen und nüchternen Spötter, als Kästner, so wol in Versen als in der Prose ist, wird man nicht leicht finden. Wehe dem, der sich mit ihm messen will, ohne seinen Verstand zu haben, wenn er auch seinen Wiz hätte! Ruhig spannt er seinen Bogen, zielt mit scharfem Auge und fester Hand, und ruft, gleich dem Anakreontischen Amor, bei Gleim:

— o Lieber, Lieber,
Mein Bogen ist noch gut!
Du greifst nach deinem Herzen,
Sprich, ob es weh thut?

* * *

Und hier setze ich meinen Grenzstein. Zwar hat die churfürstliche Gesellschaft auch eine Schätzung der klassischen Prosaisten verlangt: dann so will sie ohne Zweifel das, was die Aufgabe von den Werken der Beredsamkeit sagt, verstanden wissen. Allein fürs erste hat mich

mich die Vergleichung der Dichter einen so weiten Weeg geführt, daß ich schon ein wenig das Bedürfniß fühle, hier auszuruhen. Ueberdies dürfte die prosaische Litteratur der Deutschen zu einer Vergleichung mit den beßten Schriftstellern des Alterthums noch schwerlich reif seyn. Und da ich ein beträchtliches Werk jetzo weder schreiben kann, noch darf, so hoffe ich das, was an Raum und Musse an dem zweiten Theil der Aufgabe erspart ist, auf den ersten mit Vortheil verwendet zu haben.

Noch muß ich einen Blick auf das Ziel werfen, nach welchem ich ausgegangen bin, eh ich schliese. Nach der Frage der churfürstlichen Gesellschaft sollte ausgemacht werden, in welchen Dichtungsarten die Griechen und Römer von den unserigen erreicht, oder übertroffen wären. Wenn hierüber etwas bestimmt werden konnte, so mußte es durch Vergleichung geschehen. Allein auch diese konnte freilich nicht

immer sicher genug zu diesem Ziele führen. So manche Verschiedenheit zwischen den Alten und Neuern, welche Kultur, Sprache, Klima, politische und religiose Verfassung an die Hand geben, und überdies noch manche äussere Umstände und Veränderungen, welche ich theils in der Einleitung berührt, theils in der Abhandlung selbst angedeutet habe, alles dieses mußte die Vergleichung oft schwürig, und die Schätzung unsicher und schwankend machen. Dies liegt so nahe, daß es wahrer Eigendünkel wäre, zu wähnen, daß eine Gesellschaft würdiger und einsichtsvoller Gelehrten daran nicht auch sollte gedacht haben. Allein wenn die Gesellschaft diese Betrachtungen, welche meistens mehr auf einzelne Fächer, als auf das Ganze gehen, nicht erheblich genug fand, um deswegen die Frage aufzugeben; wenn die Vergleichung, worauf jene leiten mußte, auch da, wo sie blos treffende Charakteristik ist, in ihren

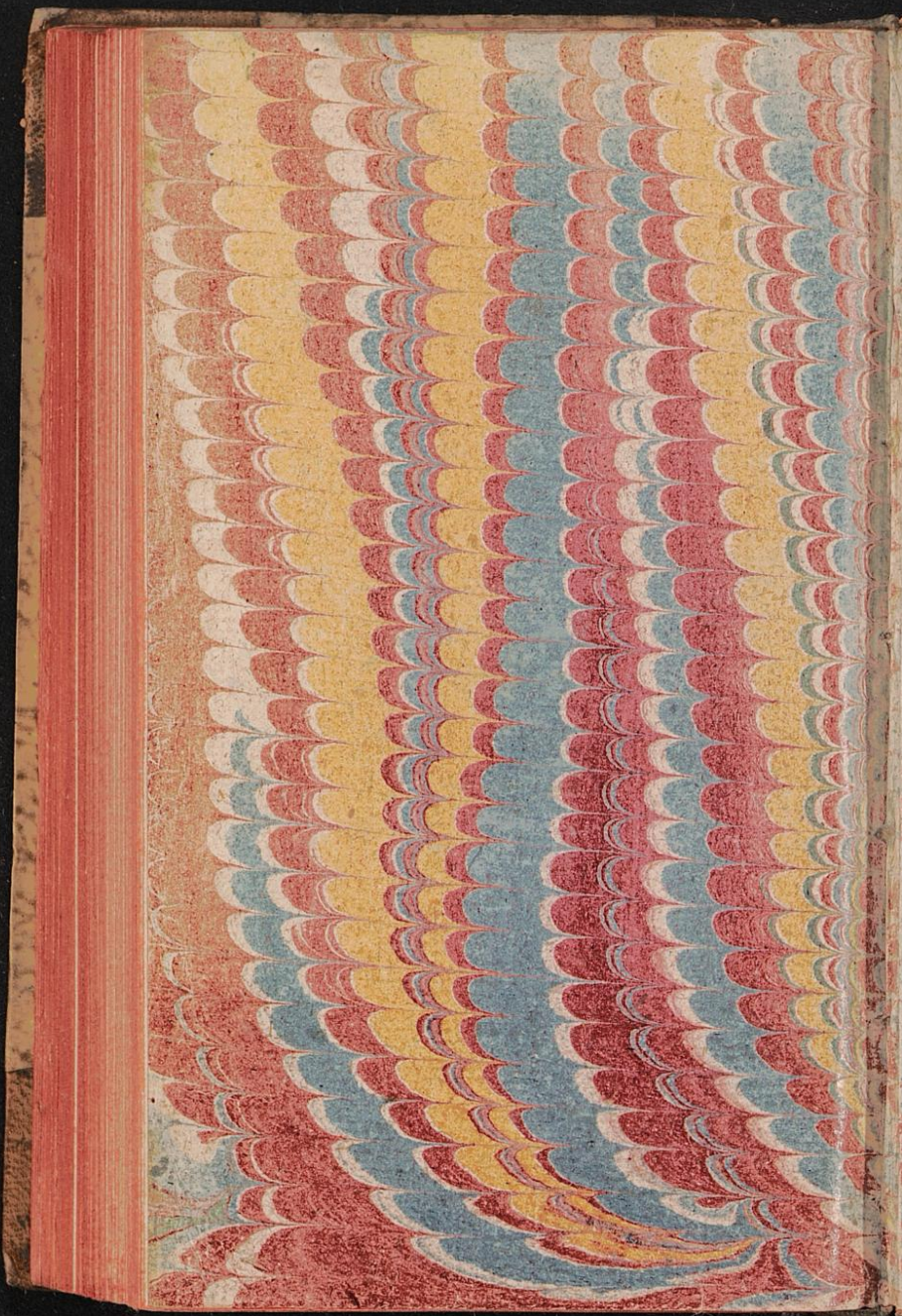
Au-

Augen noch immer einen entschiedenen Werth hatte, so würde es, denke ich, auch mehr Pedanterie als kritische Genauigkeit heisen, die Sache schärfer nehmen zu wollen, als sie gegeben ist. Und so darf ich immer hoffen, auch da, wo meine Vergleichung den Schritt der Parallele nicht halten konnte, dennoch nicht blos mein Faß im Kranium auf und niedergewälzt zu haben.

Uebrigens weis ich wol, daß es mit der Schätzung der Zeitgenossen so eine eigene Sache ist. Auch sagt Vellejus, nachdem er irgendwo die verstorbenen Schriftsteller gemustert hatte, ganz klug: vivorum ut magna admiratio, ita censura difficilis est. Die Gründe sind klar. Meistens liegen uns unsere Zeitgenossen zu nahe. Und ein Gegenstand, der richtig gesehen seyn will, muß immer in gehörigem Abstand vom Auge stehen. Zweitens ist es so leicht, Anstos zu geben, durch das, was man sagt, und zuweilen noch mehr, durch das, was man nicht sagt. Beides habe ich nicht erst jezt bedacht. Ich habe aber auch einzusehen geglaubt, daß beide Hindernisse nicht un-

unübersteiglich seyen. Wenn man ausser sein Zeitalter hinaustritt, das ist, nicht den Geschmack und das Urtheil seiner Zeitgenossen ohne anders zu dem seinigen macht, so werden auch die Gegenstände in gehöriger Entfernung erscheinen. Freilich kann man auch so noch unrichtig sehen, wenn das Auge nichts taugt. Allein das Uebel wird nicht groß seyn. Die Nachwelt wird das berichtigen, was man sagt, und was man nicht sagt, wofern sie es erfährt. Und erfährt sie's nicht, so bedarf es auch keiner Berichtigung. — Was den zweiten Punkt anbelangt, so giebt es auch hier eine sichere Auskunft. Man lasse sich, indem man urtheilt seyn, als ob die lebenden Zeitgenossen alle todt seyen, und bekümmere sich wenig darum, ob sie und ihre Freunde nachher wieder erwachen.

Heilbronn,
gedruckt mit Allingerschen Schriften.



Inches 1 2 3 4 5 6 7 8

Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN® Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black